

## Hilferding's Reise von Ragusa nach Mostar.

Aus dem Russischen <sup>1)</sup>.

Am 11. Mai 1857 reiste ich von Ragusa nach Sarajewo ab. Um von hier nach Bosnien zu gelangen, konnte ich zwischen zwei Wegen wählen. Der bequemere führt an der dalmatischen Küste nach der Grenzstadt Metkowitsch, nicht weit von der Mündung des Flusses Neretwa (italiän. Narenta). Man fährt von Ragusa auf einer Barke bis zu dem Städtchen Stagno, das auf dem Isthmus der langen und schmalen Halbinsel Sabioncello liegt, reist dann in einer halben Stunde quer über den Isthmus, und besteigt auf der anderen Seite wieder eine Barke, um über den Meerbusen zwischen der Halbinsel und dem dalmatischen Festlande zu fahren und dann durch das Thal der Neretwa sich nach Metkowitsch zu begeben. Man kann hierher auch auf einer guten Chaussee gelangen, die von den Oesterreichern vor nicht langer Zeit längs der ganzen dalmatischen Küste angelegt ist, — wenn man nämlich einen Wagen sich verschaffen kann, was hier zu Lande keine leichte Sache ist. Bei Metkowitsch überschreitet man die türkische Gränze, steigt zu Pferde und erreicht nach 8 Stunden Mostar, die Hauptstadt der Herzegowina. Der andere, beschwerlichere Weg führt direct von Ragusa an die türkische Gränze, dann durch das Innere der Herzegowina ebenfalls direct nach Mostar. Obgleich dieser Weg der kürzere ist, braucht man auf ihm doch 4 Tage: so sind die türkischen Wege beschaffen. Gleichwohl zog ich den letzteren Weg durch das Innere der Herzegowina vor.

Von Ragusa bat man bis zum ersten türkischen Zollhaus nicht ganz 2 Stunden zu reiten; anders als zu Pferde kann man in dem Lande nicht fortkommen, in das ich den Leser einführen will. Man muß von Ragusa steil ansteigen. Links, auf der Höhe, bleibt das ärmliche Dörfchen Bossanka liegen, gewissermaßen eine Colonie der

<sup>1)</sup> Der uns so eben zugegangene, fast 700 Seiten starke Band der **Замѣтки** der k. Russ. Geogr. Gesellschaft ist vollständig der Schilderung Bosniens und der Herzegowina gewidmet. Die umfangreichste der darin publicirten Arbeiten ist Hilferding's „Reise in der Herzegowina, Bosnien und Alt-Serbien“, eine lebhaft e Schilderung des wenig bekannten Landes und seiner Bevölkerung, die namentlich in der jetzigen Zeit, wo die Vorgänge in den türkischen Gränzprovinzen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich ziehen, mit Interesse gelesen werden wird, obgleich sie augenscheinlich eine den politischen Tendenzen Rußlands entsprechende Färbung trägt. Wir geben im Folgenden den Anfang des Reiseberichts — mit einigen unwesentlichen Abkürzungen — und behalten uns weitere Auszüge vor.

Bosnjaken. Man kommt durch das regelmässig gebaute Kirchdorf Brgat (wahrscheinlich vom serbischen *brjäg*, d. h. Berg, Höhe). Der Weg ist sehr schön, zu den Seiten sieht man wundervolle Thäler; wendet man den Blick zurück, so ruht das Auge auf einem bezaubernden Panorama: man sieht das blaue Meer, aus dem sich wie ein Smaragd die grüne Insel Lakroma erhebt, dicht mit Oelbäumen und Myrten bewachsen; rechts das freundliche Städtchen Dubrownik (Ragusa) mit seinen festen Mauern und Thürmen, links das noch kleinere Städtchen Zawtat (Ragusa vecchia). Bald aber entziehen uns die Berge diesen Anblick. Auf einer vortrefflichen Strafse, die von den österreichischen Ingenieuren an den felsigen Bergen hingeführt ist, reitet man fort und kommt nach einiger Zeit an eine kleine Kaserne oder einen Grenzposten: die letzte österreichische Schildwache sieht nach den Fortreisenden und — Wunder über Wunder! — hält sie nicht an und fragt nicht nach der Reiselegitimation. „Gott sei Dank! hier hört Oesterreich auf!“ sagte ich zu mir und meinem Reisegefährten, — obgleich wir aus Oesterreich nach der Türkei reisten.

Aber der Eintritt in die Türkei ist nicht leicht, — wenigstens nicht für schlechte Pferde. Die österreichische Chaussee ist bis hart an die Grenzlinie geführt; ein paar Ruthen weiter erhebt sich ein Hügel, auf dem eine elende Hütte, das türkische Zollhaus, steht. Der ganze Hügel ist mit Haufen von Steinen jeder Grösse und Form bedeckt, mit runden und scharfkantigen. Wie die Natur sie geschaffen und wie das Regenwasser sie hier allmählich aufgehäuft hat, so liegen sie auch jetzt den türkischen Zollbeamten vor der Nase; es ist ihnen nicht in den Sinn gekommen, die Schaufel zu ergreifen und auch nur für ein einzelnes Pferd einen Pfad von diesem Steingeröll zu reinigen, obgleich sie seit Menschengedenken die schöne österreichische Chaussee vor Augen haben. „Wege zu bauen,“ denken sie, „ist nicht unsere Sache. Wo unsere Väter und Großväter gereist sind, können auch wir reisen. Und wo wir einen Weg bahnen, da kommen die Kaur's<sup>1)</sup> und führen ihre Kanonen gegen uns!“ Dieses Raisonement vernimmt man un-aufhörlich in Bosnien und der Herzegowina.

Die türkischen Zollbeamten bemühten sich, uns ihre ganze Gastfreundschaft an den Tag zu legen. „So vornehme Reisende sind wohl noch nie durch die Zarina gereist,“ sagten sie. Der Name Zarina wird in den serbischen Landen vielen Zollhäusern und Schlagbäumen beigelegt, weil hier der kaiserliche Zoll erhoben wird. Sie führten uns in eine schrecklich verräucherte und mit den schmutzigsten Decken belegte Bauernstube. Auf diese Teppiche luden sie uns zum Niedersitzen

<sup>1)</sup> Slawische Aussprache des Wortes Gjaur.

ein und brachten Caffee und Pfeifen. Mit einigem Entsetzen und Ekel betrachteten wir das Gemach. „Das ist ein sehr schöner Konak (Hof),“ sagte der oberste Zolleinnehmer, „aber weiterhin —!“ Nun, die Herzegowina ist eine schöne Gegend, dachte ich. Uebrigens wagten die Zollbeamten es nicht, unsere Sachen zu berühren, und begegneten uns mit großer Höflichkeit. Ihr Interesse, zum ersten Mal „Moscoviter“ zu sehen, konnten sie nicht ganz verbergen. Ein Moscoviter erscheint dem muselmännischen Bosnjaken als ein schreckliches, mythisches Wesen. „Alle Gjaurs sind schlimm,“ sagen sie, „aber der schlimmste ist der Moscoviter.“ Wenn ein Muselmann auf die furchtbarste Weise seinen Hals gegen einen „Wlachen“ (Christen) ausdrücken will, so nennt er ihn einen Moscoviter. Selbst bei der christlichen Bevölkerung niederen Standes in Bosnien und der Herzegowina ist das Wort „Moscoviter“ die allgemeine Bezeichnung für alles Unbekannte und Barbarische geworden. Ein rechtgläubiger Landmann aus der Herzegowina, der mich durchaus nicht beleidigen wollte, sondern mir im Gegentheil eine große Anhänglichkeit bewies, wünschte einst, als er zu mir von einem ihm sehr verhassten Menschen sprach, diesem seinem Feinde von ganzer Seele, daß sein Vater und seine Mutter hundert Moscovitern in die Hände fallen möchten. Aber während der Name Moscoviter bei der christlichen Bevölkerung seine bestimmte und ursprüngliche Bedeutung verloren hat, wird das Volk mehr und mehr mit den Namen „Russe“ und „Rußland“ bekannt und gewöhnt sich daran, diese Namen mit Achtung auszusprechen.

In der Türkei werden die Zolleinkünfte bekauntlich verpachtet. Das Zollhaus verändert alljährlich seinen Besitzer. Bosnien und die Herzegowina hat irgend eine Compagnie in Constantinopel gepachtet. Der General-Pächter oder die Compagnie verwaltet die Zollstätten entweder durch ihre Beamten, oder giebt sie an andere kleine Pächter aus. Dadurch fällt allerdings auch armen Leuten etwas zu. Aber von den Grenzzollstätten in der Türkei wird man nicht reich. Der Handel ist unbedeutend und geräth immer mehr in Verfall, in Folge der Verarmung des Volks und der beständigen Unruhen. Außerdem gehört ein großer Theil der Waaren österreichischen Unterthanen oder wird unter ihrer Firma eingeführt, und von den Oesterreichern wagen die Zollbeamten nicht, zu viel zu nehmen. Vor einigen Jahren erwirkte die österreichische Regierung eine Ermäßigung des Tarifs an der Grenze von Bosnien und der Herzegowina, — ich kann mich nicht mehr erinnern, für welche Gegenstände. Der neue Tarif war noch nicht publicirt und die Türken fuhrten fort, den alten Zoll zu erheben. Da reichten die Oesterreicher eine Rechnung auf Schadenersatz ein,

im Belaufe von mehr als 100,000 Gulden, und die türkischen Pächter sammt ihrer Regierung mußten zahlen.

Ich nahm auf der Zariua Abschied von den Freunden, die mich von Ragusa begleitet hatten, sagte den gastfreundlichen Zollbeamten Lebewohl, spornte mein Pferd und eilte über das Steingeröll den Grenzhügel hinab. Es war mir beklommen ums Herz; in ein wildes, unbekanntes Land zu reisen, ist keine Kleinigkeit. Was wird mich dort erwarten? Aber gleichzeitig empfand ich auch eine gewisse Befriedigung. Endlich war ich nun in dem geheimnißvollen Lande, das ich bisher nur durch Erzählungen von Personen kennen gelernt hatte, von denen nicht ein Einziger in das Land selbst vorgedrungen war. Schon lange hatte ich Bosnien umkreist, und überall hatte man mir darüber mit einem gewissen Schrecken gesprochen. Als ich in Syrmien war, in den Klöstern der Fruschka Gora, zeigten mir die Mönche die dunkeln Umrisse der bosnischen Berge. „Seid Ihr schon einmal dort gewesen?“ fragte ich sie. „Nie! Gott bewahre!“ „Weshalb denn?“ „Wie kann man nach Bosnien gehen! Da sind die Türken; das ist schrecklich.“ Nachdem ich auf Bosnien aus der Ferne von der nordöstlichen Seite einen Blick geworfen, reiste ich dann um die ganze Provinz fast bis zu ihrem südwestlichen Punkte herum und hatte, als ich in Ragusa mich aufhielt, zwei Monate lang die finstere Masse der Felsengebirge der Herzegowina beständig vor Augen. Auch dort hatte das türkische Land auf die Bewohner denselben Eindruck hervorgebracht. Obgleich in Ragusa viele Familien (namentlich griechischen Glaubens) leben, die von den Bergen oder *di sopra* hierher übergesiedelt sind, — „oben“ ist bei den Bewohnern der dalmatischen Küste die gewöhnliche Bezeichnung des gebirgigen türkischen Gebietes — herrscht doch bei diesen Ansiedlern und ihren Nachkommen nicht die geringste Lust, ihr wildes Heimathland von Neuem zu besuchen. Sie sprechen über dasselbe mit eben solchem Grauen, wie die Bewohner Syrmiens. Nur einige Kaufleute, die ihrer Einkäufe wegen aus Bosnien oder der Herzegowina nach Ragusa kommen, sind im Stande, über diese Gebiete bestimmtere Nachrichten zu geben; aber auch sie konnten bis jetzt das geheimnißvolle Dunkel nicht verscheuchen, das den westlichen Theil des ottomanischen Reiches verhüllt. Auf unsere Fragen antworten sie nur: „das dort ist türkisches Gebiet, — da sind wilde Leute,“ — eine eben nicht tröstliche Antwort.

So befand ich mich nun endlich in der Türkei unter den „wilden Menschen“. Zunächst freilich war von Menschen überhaupt Nichts zu sehen, sondern nur Steine und Steine. Stunden lang ging es fort durch die trostloseste Gegend, immer über Felsen, bald auf Berge hinauf, bald am Fusse derselben, um finstere, zuweilen ganz kahle, zuweilen mit ma-

gerem Gestrüpp oder Epheu überzogene Gebirgsausläufer herum. Von einer Höhe erblickten wir zum letzten Mal ein Stückchen des Adriatischen Meeres, einen Theil des Val di Breno, dann entzogen uns die Berge diesen erfreulichen Anblick. Wir glaubten, daß wir kein menschliches Wesen antreffen würden und daß wir in einer vollkommenen Einöde reisten. Einem Europäer kann, selbst wenn er ein guter Reiter ist, wohl bange werden, wenn er auf diesem wegelosen Gebiet reisen muß; nirgends existirt ein Pfad; die Steinhaufen liegen hier schon von den Zeiten der Sündfluth; über dieselben oder auf Stufen, welche die Natur in den Felsen gebildet hat, steigt man bergauf, ebenso über Steinhaufen bergab, um dann wieder Steinhaufen vor sich zu sehn. Schlimm, wenn das Pferd straucheln sollte! Aber die hiesigen Pferde, kleine und unansehnliche Thiere, kennen ihre Schuldigkeit, sie wissen, daß sie, wenn sie straucheln, nicht bloß den Reiter abwerfen, sondern selbst den Hals brechen. Mit außerordentlicher Behutsamkeit schreiten sie über die Steine fort, und jeder Fuß sucht sich bedächtig seinen besonderen Stützpunkt. Dadurch erhält der Gang des verständigen Thieres etwas sehr Ungleichmäßiges, ein Rucken und Schaukeln, an das man sich gewöhnen muß. Mir wurde von der schwankenden Bewegung fast schwindelig, wie von der Seekrankheit. Die Lust, die Umgegend zu beobachten, stumpfte sich ab. Ich sah nur Berge auf Berge, Felsen auf Felsen, und hatte nicht die Entschlußkraft, den Bleistift vorzunehmen und ihre Namen zu notiren. Auch jetzt noch stellt sich mir das Land in der Erinnerung wie ein düsteres, monotones Felsenchaos dar. Nur selten kamen wir an einem kleinen Felde vorüber, das irgend einem Muselman in Trebinje gehörte, und das er durch seine Kmeten (Pächter oder Hintersassen), meistens Christen, bearbeiten läßt; diese wohnen in kleinen Dörfchen, die zwischen den Städten zerstreut liegen. Vom Wege aus bekamen wir solche Dörfer nicht zu sehen; sie liegen versteckt in schwer zugänglichen Gegenden, wie fast überall in der Herzogowina. Unter „Feld“ darf man sich aber nicht dasjenige vorstellen, was wir darunter verstehen. Man muß sich am Abhange des Berges oder zwischen zwei Bergen einen Flächenraum von 10 bis 20 Ruthen Länge und Breite denken, den der Landmann mit großer Mühe von Rollsteinen gereinigt und mit diesen zusammengehäuften Steinen wie mit einer Mauer eingefast hat: ein solcher Platz wird in diesem Theile der Herzogowina ein Feld genannt. Jetzt liegen diese Felder, die den Landleuten so viel Mühe verursacht haben, wüst. Viele von ihnen sind aufgegeben und mit Gesträuch und Unkraut bewachsen. „Weshalb werden die Felder nicht bestellt?“ fragte ich und zeigte auf verödetes Ackerland. „Der Agha (der moslemitische Gutsbesitzer),“ lautete die

Antwort, „ist sehr böse, er plündert und schlägt die Kmeten, und Keiner mag bei ihm leben.“

Nach einem Ritt von 4 oder 5 Stunden durch diese trostlose Gegend machten die Gebirgszüge einem steinigen, stark wellenförmigen Plateau Platz, welches uns nicht mehr zu dem unaufhörlichen Auf- und Absteigen nöthigte, das uns daran nicht gewöhnte Reisende schwindelig machte. Das ganze Terrain war mit Gesträuch und niedrigem Walde bestanden, der eine ziemlich bedeutende Fläche bedeckte, so daß dieser ganze District den Namen Schuma (das serbische Wort für Wald) erhalten hat. Nach einer Stunde verschwand das Gestein plötzlich und wir kamen in einen schönen Eichenwald. Mit welchem Vergnügen ritten wir auf dem ebenen, angenehmen Wege vorwärts! Dieser Wald gehört dem Kloster Dushi. Dort erwartete man uns. Bei dem Eintritt in das Klostergebiet fielen uns zwei Blätter Papier auf, die an Bäumen zu beiden Seiten des Weges aufgehängt waren. Mein Reisegefährte riß eines von beiden ab und las — eine hübsche poetische Bewillkommnung der ersten russischen Reisenden, welche die Schwelle der Herzegowina überschritten hatten, in serbischer Sprache. Bald darauf bewillkommnete uns mit dem serbischen Grufs „dobro doschli“ ein Mönch, der uns entgegen gekommen war. Heutiges Tages ist leider der schöne Eichenwald von den Türken abgehauen, die gastfreundlichen und verständigen Mönche von Dushi sind zerstreut, das Kloster ist in eine Kaserne verwandelt. Im December des vorigen Jahres brach in der Schuma und Umgegend ein Aufstand der unglücklichen Christen aus; sie hielten sich eine Zeit lang im Kloster, dann wurde es von den Türken genommen und als Sammelplatz für ihre Reserven benutzt. Armes Kloster! Arbeitsamere, eifrigere, für die Aufklärung des Volkes thätigere Mönche gab es in ganz Bosnien nicht! Ich war noch so glücklich, das Kloster vor seiner Zerstörung zu sehen.

Das Kloster liegt mitten in dem oben erwähnten Eichenwalde und ist mit einer niedrigen Mauer umgeben. Die Wohngebäude erscheinen einem Europäer als höchst elend, sind aber für die Herzegowina prachtvoll. Es giebt im Kloster Tische und Stühle, Gabeln und Messer, — was den europäischen Einfluß verräth; aber die Bruderschaft zieht es vor, sich auf die Teppiche zu setzen, mit denen die Fußböden bedeckt sind. Beim ersten Blick fielen uns vornehmlich die außerordentlich kleinen Fenster und Thüren auf; man mußte sich sehr bücken, wenn man in eine Zelle treten wollte. Das rührt von der „Türkenfurcht“ her: in großen Fenstern und Thüren erblicken die Türken einen Beweis des Hochmuths und des Unabhängigkeitssinnes des Hausherren, und deshalb müssen die Christen auf diese Annehm-

lichkeit verzichten. Sie sind an niedrige Thüren auch so gewöhnt, daß sie immer, auch da, wo es nicht nöthig ist, sich unwillkürlich bücken, wenn sie über die Schwelle eines Zimmers treten. Die Kirche in Dushi ist groß, ziemlich hoch und aus gutem weißen Stein erbaut. Früher hatte das Kloster nur eine kleine dunkle Kirche. Mehrere Jahrzehnte häufte ein ehrwürdiger Mönch, der Igumen Eustathii, Geld zusammen, sammelte Almosen in der ganzen Herzegowina, und griff endlich im Jahre 1855 das große Werk an, für das er sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hatte, — den Umbau der Kirche. Sobald Mauern und Dach fertig waren und zur Abscheidung des Altars von der Kirche ein hölzernes Gitter errichtet war, wurde die Kirche eingeweiht und Mariä Himmelfahrt gewidmet. Aber zur Fortsetzung des inneren Ausbaues fehlten die Mittel; der Igumen hatte in Belgrad einen Maler engagirt, der zwei Altarbilder malte, — allerdings keine Kunstwerke, aber doch bessere Bilder, als sie sonst in der Herzegowina vorkommen, wenn wir von den älteren, aus der Zeit der serbischen Könige herrührenden Bildern absehen; mit Ausnahme dieser beiden Bilder ist die Kirche im Innern ganz kahl und macht den traurigen Eindruck der Armuth und Verwaistheit. Wie wird sie aussehen, wenn sie aus den Händen der türkischen Garnison herauskommt! Ich vergaß über das Aeußere der Kirche zu sprechen: es ist ein ziemlich hoher Bau, mit niedrigem Dach, ohne Kuppel, wie alle Kirchen, die in neuerer Zeit auf diesen türkischen Gebieten erbaut sind. Neben der Kirche hängt auf einer langen Stange die kleine Glocke, die sich aus alter Zeit im Kloster Dushi erhalten hat. Auch die Türken haben sich so an sie gewöhnt, daß sie, wie oft sie auch daran ein Aergerniß nahmen, doch bis jetzt nicht gewagt haben, sie zu berühren; freilich ist sie erst neuerdings aus der Kirche, wo sie früher aufbewahrt wurde, ins Freie gebracht. Im unteren Umfange ist sie nicht viel größer als eine gewöhnliche Mütze, und doch ist sie die größte Glocke in der Herzegowina, und außer ihr darf sich keine andere in der ganzen Provinz im Freien sehen lassen. Bisweilen wagen es die Mönche, leise mit dieser Glocke zu läuten! — Handschriften sind im Kloster nicht viel zu finden, und diese wenigen sind neueren Ursprungs und beziehen sich auf den Gottesdienst. Historisches Interesse hat nur ein Fragment des Lebens des Heiligen Petki, das von Euthimii, dem Patriarchen von Ternow, verfaßt ist; das Fragment ist von bulgarischer Redaction und die Abschrift ist wahrscheinlich bald nach den Zeiten des Verfassers gefertigt. Dushi besitzt auch ein prächtiges, mit schön gemalten Titelbuchstaben ausgestattetes Pergament-Exemplar einer alten serbischen Ausgabe von — wenn ich mich recht erinnere, Boshidarow's Oktoich.

Der Eindruck, den das Kloster Dushi auf uns hervorbrachte, war ein sehr angenehmer. Wir fanden dort Hoffnung auf die Zukunft, Thätigkeit, Liebe zum Volk und Sorge für seine Aufklärung. Der Igu-men, ein guter und heiterer Greis, hatte sein ganzes Leben lang unermüdlich gearbeitet. Er selbst hatte keine wissenschaftliche Bildung genossen, aber er wufste ihren Werth zu schätzen, und hatte zwei junge Leute, Seraphim und Nikiphor, die von Kindheit an im Kloster aufgewachsen waren, zu ihrer Ausbildung in das Seminar nach Belgrad geschickt. Nach ihrer Rückkehr eröffneten diese Mönche im Kloster eine Elementarschule, in welcher zur Zeit unseres Besuches acht Knaben unterrichtet wurden, — allerdings eine geringe Zahl, aber eine gröfsere darf man hier nicht erwarten. Die Dörfer der Umgegend und die Stadt Trebinje sind vom Kloster zu weit entfernt, als dafs die Kinder täglich die Schule besuchen könnten; sie müfsten dazu im Kloster selbst leben; aber die Eltern, die sich selbst nur mit Noth nähren können, sind nicht in der Lage, für ihren Unterhalt Geld zu geben, und die Mittel des Klosters sind ebenfalls so beschränkt, dafs es eine beträchtlichere Anzahl von Kindern nicht unterhalten kann. Die Bevölkerung der Umgegend von Dushi ist in der That sehr arm, aber sie ist die beste, kräftigste und thätigste in der ganzen Herzegowina. Sie dürstet nach Bildung und ist mit Fähigkeiten reich ausgestattet: es ist bemerkenswerth, dafs von den Christen, die sich in Bosnien und der Herzegowina durch eine besondere Thätigkeit im Handel oder durch ihre Neigung zu geistigen Arbeiten ausgezeichnet haben, ein grosfer Theil aus dem Kreise von Trebinje hervorgegangen ist. Zu welcher Entwicklung würde das Volk gelangen, wenn man ihm irgend ein Mittel darbieten möchte, die Anfangsgründe der Bildung sich anzueignen!

In Dushi wohnte ich zum ersten Mal auf türkischem Gebiet einem griechischen Gottesdienst bei, und kann sagen, dafs das Gefühl, mit dem ich aus der Kirche trat, ein erfreuliches war. Der Grund lag wohl hauptsächlich darin, dafs ich direct aus Oesterreich nach der Türkei kam. In Oesterreich wird man selbst in einer griechischen Kirche beständig daran erinnert, dafs auch die rechtgläubige Kirche in den Händen der Regierung liegt, und das ist ein niederdrückendes Gefühl. In der Türkei erinnert uns, sobald wir eine griechische Kirche betreten, nichts daran, dafs wir uns unter einem fremden und andersgläubigen Volk befinden; wir spüren das innere Leben und die Kraft der Kirche, einer zwar gedrückten, aber durch ihr inneres Leben gekräftigten Gemeinde. Als ich mich in der Kirche von Dushi befand, die Gebete anhörend und den Gottesdienst wie bei uns, umgeben von einer Schaar einfacher Landleute in ihrer seltsamen Kleidung, mit ihren

geschorenen Köpfen, die rothen Turbane in den Händen, mit dem düsteren Gesichtsausdruck, — umgeben von diesen Leuten, die auf mich, den Fremden, wie auf einen Landsmann sahen, lediglich deshalb, weil sie in mir einen Glaubensgenossen erblickten, da fragte ich unwillkürlich mich selbst: durch welche Kraft wurde dieses Volk, in einem entfernten, unbekanntem Winkel der Herzegowina, festgehalten in der Gemeinschaft der rechtgläubigen Kirche, inmitten der Rohheit, Verfolgung und Verführung? That es die Hierarchie? Sie hat keine Macht in dieser entlegenen Gegend. That es die heimische Geistlichkeit? Sie ist so wenig gebildet, daß es ein Leichtes wäre, sie selbst in die Netze der Irrlehren zu verstricken. Was kann hier sonst die Aufrechterhaltung des Glaubens und der kirchlichen Einheit verbürgt haben, als die innere Kraft christlicher Liebe, die im Volke selbst lebendig ist? Dieses Gefühl werden die Russen, die in der Herzegowina reisen, besonders würdigen können. Es ist mir nicht möglich, die Zuneigung zu beschreiben, mit der diese einfachen Bauern uns betrachteten. Aus weit entlegenen Orten waren sie herbeigeströmt, die Russen zu sehen. Zog sie ein Gefühl der Neugier herbei, wie dasjenige, mit dem die Muhammedaner uns ansehen? Nichts der Art lag in dem Ausdruck ihres Gesichts und in ihren Reden. Erwarteten sie von uns irgend einen Vortheil? Eben so wenig. Wollten sie uns von ihren Leiden erzählen? Nur sehr selten war es der Fall; im Gegentheil, es kostete meist Mühe und Zeit, von ihnen einen Bericht über ihre Lage zu erhalten. Oder leitete sie eine egoistische Erwägung: die Hoffnung, die Aufmerksamkeit Rußlands auf sich zu lenken? Auch das war nicht der Fall: von Rußland hatten sie nur den dürftigsten Begriff, von politischen Beziehungen gar keinen. Ihr ganzes politisches Wissen beschränkte sich darauf, daß irgendwo weit im Norden ein rechtgläubiger Zar wohne, der für das ganze rechtgläubige Volk Sorge. Es war nur die Liebe zu ihren Glaubensbrüdern, die sie hierher geführt hatte.

Nachdem wir in Dushi übernachtet hatten, brachen wir am folgenden Tage Mittags nach Trebinje auf. Die Entfernung ist nicht beträchtlich, — anderthalb oder zwei Stunden Weges. Anfangs ritten wir in einem sehr hohen Thal, zwischen Feldern und Weinbergen, dann stiegen wir zum Flusse Trebinschiza <sup>1)</sup> herab. Dieser Fluß, der etwa so breit ist wie die Moskwa, fließt außerordentlich schnell, „aus einer Grube in die andere,“ wie das Volk sich ausdrückt, d. h.

<sup>1)</sup> Der Verfasser schreibt den Namen Trebischniza, bemerkt aber später, daß der Fluß auch — wahrscheinlich richtiger — Trebinschiza oder Trebinschtiza genannt wird.

er entspringt aus einer Höhle (in Biletscha) nicht weit von Grahowo, und verschwindet unter der Erde in einer anderen Höhle am Ende der Ebene von Popowo, bei dem Kirchdorf Utowo. Dergleichen unter der Erde verschwindende Flüsse sind in der Herzegowina nicht selten; sie treffen bei ihrem Lauf auf felsige Gebirgszüge und fließen unter ihnen fort. Viele erscheinen auf der anderen Seite des Gebirges wieder an der Oberfläche. Das Volk versichert, daß die Ombla, die plötzlich als ein breiter Bach am Fusse eines Berges in der Nähe von Ragusa hervorbricht, und dann nach einem Lauf von 3 Werst sich ins Meer ergießt, nicht anderes als die Trebinschiza ist. Ich kenne den geologischen Bau dieses Gebietes nicht genau genug und kann nicht darüber urtheilen, ob die Volksmeinung begründet ist. — Wir trafen hin und wieder Gruppen von Häuschen, die den stolzen Namen Kirchdörfer führen; einige von ihnen standen auf klösterlichem Gebiet, andere auf türkischem Boden. In einem dieser „Kirchdörfer“, in Drashindol, lernten wir das kennen, was in der Herzegowina eine Landkirche genannt wird. Es ist dieses ein steinernes Kämmerchen, so klein, daß man es ohne Mühe in dem gewöhnlichen Wohnzimmer irgend eines beliebigen Hauses unterbringen könnte. Ein kahler Bretterverschlag vertritt die Stelle des Ikonostases; von einer kaiserlichen Pforte ist keine Rede; eine kahle Steinfliese auf einem kleinen Pfahl dient als Altar. In der Kirche sieht man weder Kreuze, noch Bilder, noch Bücher, noch Verzierungen; alles dieses wird in den Bauerstuben bei benachbarten Landleuten aufbewahrt und von ihnen an dem Tage, an welchem Gottesdienst stattfinden soll, in die Kirche gebracht; wenn etwas davon in der Kirche zurückbliebe, würden die Türken es unfehlbar fortnehmen; erst in den letzten Jahren haben sie die Erlaubniß erteilt, die Kirchen zu verschließen; früher mußten diese immer offen stehen, und es kam nicht selten vor, daß die Christen, wenn sie sich zum Gottesdienst in die Kirche begaben, dieselbe voll von Schmutz fanden. Solcher kleinen Landkirchen giebt es in dem südwestlichen Theile der Herzegowina sehr viele. Wie es scheint, sind sie fast alle in der ersten Zeit der Türkenherrschaft erbaut, und trotz aller ihrer Unschönheit und Aermlichkeit legen sie doch ein Zeugniß ab für den kirchlichen Eifer der Christen von Trebinje. In Bosnien und in der nordwestlichen Herzegowina kommen sie fast gar nicht vor. Viele von diesen Kirchen sind vor nicht langer Zeit von den Türken zerstört worden; in anderen wurde der Altar umgestürzt. Bei denen, in welchen noch Gottesdienst gehalten wird, oder, wie die Serben sich ausdrücken, bei den Kirchen, „welche singen“, sind keine besonderen Geistlichen; sie sind vollständig der Fürsorge des Landvolks anheimgestellt. Und da ein großer Theil des letzteren so arm

ist, dafs er sich damit nicht befassen kann, obgleich dies gerade nicht viel Zeit beanspruchen würde, sind alle Sorgen für die Kirche gewöhnlich auf die Schultern eines Einzelnen gewälzt, der für wohlhabend gilt, und dieser nimmt sie auf sich „für das Heil seiner Seele“; ich sah in Dushi einen solchen Landmann, der für nicht weniger als vier Kirchen zu sorgen hatte. Zu den großen Festen, vier bis sechs Mal im Jahr, reisen die Mönche aus einem der benachbarten Klöster, aus Dushi, Sawala im Wolost Popowo und aus Dobritschew im Wolost Sarjatscha der Reihe nach zu diesen Kirchen. Wenn sie nicht aus dem Kloster das Evangelium, das Mefsbuch und die anderen nothwendigen Bücher mitnehmen, müssen sie den Gottesdienst nach irgend einem abgerissenen Fragment einer Handschrift aus dem 16. oder 17. Jahrhundert, oder nach alten serbischen Drucken abhalten, die bei den Landleuten sich erhalten haben. Aber auch dieser Gottesdienst, der nur vier bis sechs Mal im Jahr stattfindet, ist für das Volk eine wahre Wohlthat. Die Christen in Trebinje haben dadurch Gelegenheit, wenigstens dann und wann das Wort Gottes zu hören, was ihnen nicht möglich wäre, wenn nur in den Klöstern Gottesdienst gehalten würde; bei der schlechten Beschaffenheit der Gebirgswege und der Armuth der Christen, die verhungern würden, wenn sie auf ein paar Tage ihre Arbeiten aussetzen wollten, können die Klöster nur von wenig Personen besucht werden. Der wohlthätige Einflufs dieser ärmlichen Kirchen macht sich an der christlichen Bevölkerung von Trebinje recht bemerklich; sie ist geneigt, Etwas zu lernen, und zeichnet sich durch geistige Regsamkeit und religiösen Sinn sehr vor den Bewohnern Bosniens und der nordwestlichen Herzegowina aus, wo der Bauer oft alt wird und stirbt, ohne einer kirchliche Feier beigewohnt zu haben<sup>1)</sup>. —

<sup>1)</sup> Der Verfasser führt die in dem Kreise Trebinje vorhandenen Landkirchen namentlich auf und legt seinen Glaubensgenossen an's Herz, ihnen durch Geschenke zu Hilfe zu kommen. Nächst diesem Verzeichnifs befinden sich 1) im Wolost Trebinje (294 griechische, 356 muhamedanische Familien) 9 Kirchen; 2) im Wolost Schuma (192 griechische, 19 muhamedanische, 4 katholische Familien) 7 Kirchen; 3) im Wolost Trjetiza (32 griech., 16 muhamed. Familien) 1 Kirche; 4) im Wolost Powrsch (85 griech., 1 muhamed. Familie) 4 Kirchen; 5) im Wolost Subzy (185 griech., keine muhamed. Familie) 4 Kirchen; 6) im Wolost Dratschewiza (90 griech., keine muhamed. Familie) 5 Kirchen; 7) im Wolost Kruschewiza (90 griech., keine muhamed. Familie) 1 Kirche; 8) im Wolost Korenitschi (72 griech., 160 muhamed. Familien) 4 Kirchen, jetzt zerstört; 9) im Wolost Sarjatscha (93 griech., 23 muhamed. Familien) 3 Kirchen; 10) im Wolost Ljubomir (102 griech., keine muhamed. Familie) 3 Kirchen; 11) im Wolost Trebichowy (52 griech., 13 muhamed. Familien) 1 Kirche; 12) im Wolost Sagora (35 griech., keine muhamed. Familie) 1 Kirche; 13) im Wolost Ljubinje (163 griech., 170 muhamed. Familien) 1 Kirche; 14) im Wolost Bobane (104 griech., 26 kathol., keine muhamed. Familie) 1 Kirche; 15) im Wolost Popowo (250 griech., 113 kathol., 14 muhamed. Familien) 13 Kirchen. — Darnach würde sich die Bevölkerung im Kreise Trebinje belaufen auf

Wir fuhren über die Trebinschiza auf einem ganz primitiven, breiten Kahn hinüber; zuerst wurden wir, dann die Pferde übergesetzt. Der Weg war ganz abscheulich, aber plötzlich zeigte sich zu unserer grossen Ueberraschung eine Strecke weit ein ganz ordentlicher Dammweg. Ich erkundigte mich nach dem Ursprung dieses Mirakels und erhielt die naive Antwort, der Weg sei früher so schlecht gewesen, das ein Türke hier einmal den Hals gebrochen habe; darauf hätten seine Söhne, in Folge eines Gelübdes, den Weg gepflastert. Seltsam war es freilich, das an manchen Stellen quer über den Weg geflissentlich Steinreihen gelegt waren, so das man auch jetzt noch stolpern und den Hals brechen konnte. Je mehr wir uns Trebinje näherten, desto besser wurde der Weg. Vor der Stadt fanden wir an vielen Punkten Gruppen von Christen, die hinausgekommen waren, uns zu sehen. Bei unserem Einzuge in die Stadt kam uns der Mudir von Trebinje, Hadshi-Beg Ressulbegowitsch, der höchste Beamte des Kreises, auf einem prächtigen Araber entgegen geritten, begleitet von einer zahlreichen, aber sehr zerlumpten Suite, und wies uns seine Sommerwohnung zum Quartier an. Ich will ein türkisches Hans nicht weitläufig beschreiben. Es besteht bekanntlich stets aus zwei vollständig von einander gesonderten Theilen, einem für die Männer und einem für die Weiber. Zu dem ersteren gehört gewöhnlich ein kahles, schmutziges Vorzimmer und ein mit einem Teppich belegter Saal mit einer an drei Wänden fortlaufenden Erhöhung (meist  $\frac{1}{4}$  Arschin hoch), die aus Brettern zusammengezimmert und mit Polstern belegt ist, auf welche man sich niederlässt; längs der vierten Wand, an der sich der Eingang befindet, ist ein ziemlich breiter Bretterschlag angebracht, der nicht ganz bis an die Decke reicht und in dem sich Schränke für die Kaffeekannen und Tassen, manchmal sogar Badeschränke und andere wirthschaftliche Einrichtungen befinden. Dieser Verschlag läuft von einer Wand zur andern und ist vor der Thür durch einen Bogen gang durchbrochen. Hierin besteht die eine unumgängliche Eigenthümlichkeit eines türkischen Saales; die zweite ist die, das die Decke mit hellfarbigen Streifen, mit gelben, grünen, rothen u. s. f., bemalt sein muss, wenn der Saal auf Eleganz Anspruch machen will. Türkische Zimmer haben immer nur eine Thür; eine innere Verbindung zwischen ihnen existirt nicht; die Thüren führen entweder auf eine Gallerie, welche das obere Stockwerk des Hauses auf der Seite des Hofes umgiebt, oder auf Corridore. Wie der Saal, so sind auch die anderen Zimmer eingerichtet, nur das sie kleiner, die Teppiche schlechter und

schmutziger sind und dafs die Decke nicht bemalt ist. Die christlichen Häuser in den Städten sind auf dieselbe Weise gebaut.

Der Mudir von Trebinje, Hadshi-Beg Resselbegowitsch, ist ein merkwürdiger und in der ganzen Herzegowina bekannter Mann. Er stammt aus einem der ersten Geschlechter des einheimischen muhamedanischen Adels und ist neben Hansi-Beg Riswanbegowitsch, dem Mudir von Stolaz, der einzige Nachkomme derjenigen alten Aristokraten, welche früher die erbliche Regierung über alle Kreise Bosniens und der Herzegowina ausübten. Nach Unterdrückung des Aufstandes der Muhamedaner in Bosnien und der Herzegowina im Jahre 1851 vernichtete die türkische Regierung bekanntlich die Macht dieser Aristokratie, und machte an Stelle der erblichen einheimischen Regenten Beamte aus Stambul zu Kreisobersten. Hadshi-Beg in Trebinje und Hansi-Beg in Stolaz wufsten sich jedoch mit der neuen Ordnung der Dinge auszusöhnen und blieben als Regierungsbeamte in dem Lande, in welchem ihre Väter und Großväter wie halb unabhängige mittelalterliche Barone geschaltet hatten. Hansi-Beg entschloß sich sogar, die den slawischen Muhamedanern sehr verhaßte Uniform anzuziehen; der Mudir von Trebinje blieb bei dem althergebrachten Turban und dem langschößigen Kaftan. — kraft seiner Eigenschaft als Gelehrter, als „Ulema“, denn er war nach Mekka gereist, hatte den Koran auswendig gelernt, und galt für einen so großen Weisen, dafs in der ganzen Herzegowina nicht Seinesgleichen zu finden sei. In diesen beiden Herren konnte ich zwei bemerkenswerthe Typen der früheren muhamedanischen Aristokratie in der Herzegowina kennen lernen; der Mudir von Stolaz repräsentirt, bei aller Rohheit, ihre edle Seite, ihre Bravheit, Aufrichtigkeit und Gutherzigkeit — die zu Zeiten übrigens die Grausamkeit nicht ausschließt —; der Mudir von Trebinje ist das Spiegelbild ihres Fanatismus und ihrer systematischen Härte. Seine Gesichtszüge sind hart und abstofsend. Er empfing uns jedoch mit großer Höflichkeit und angenehmen Redensarten, sprach von seiner Unparteilichkeit in Bezug auf die Christen, die „Wlachen“, wie die slawischen Muhamedaner ihre christlichen Unterthanen nennen, und erzählte uns von seiner Freundschaft zu den Mönchen von Dushi. Später erfuhren wir, dafs die Christen im Kreise Trebinje ihn einstimmig den blutdürstigen Tyrannen nennen; dafs er ein vollständiges Erpressungssystem in seinem Kreise organisirt hat; dafs er durch die Autorität seiner amtlichen Stellung die schändlichsten Grausamkeiten der muhamedanischen Gutsbesitzer bemäntelt und auch nicht eine einzige Klage der Christen an den Pascha oder an die Regierung gelangen läßt; dafs er, wenn ja Jemand ihm vorbeigegangen ist und sich nach Mostar gewandt hat, es versteht, unter dem Vorwande, an Ort und Stelle Re-

cherchen anstellen zu müssen, jede Sache todt zu machen; dafs er sogar die Muhamedaner zum Fanatismus gegen die Christen und zu Verfolgungen anstachelt. Dieser Hadshi-Beg hat endlich die Christen so weit getrieben, dafs sie im letzten December beschlossen, sich zu versammeln, um einstimmig die Regierung um Schutz zu ersuchen; dann gab er den Muhamedanern von Trebinje ein Zeichen, plötzlich über die versammelten Christen herzufallen, und wurde so der eigentliche Urheber des Aufstandes, der dieses unglückliche Land verödet und mit Asche und Blut bedeckt hat. Man sagt, dafs die türkische Regierung endlich beschlossen hat, diesen Fanatiker abzusetzen. Aber wenn sie ihn nicht aus Trebinje entfernt, wird den Christen keine Erleichterung zu Theil werden; denn auch ohne Amt wird er in Folge seiner aristokratischen Stellung und seines Reichthums das Haupt der Muhamedaner im ganzen Kreise von Trebinje bleiben.

Auch über die charakteristische Gesellschaft, die wir im Hause Hadshi-Beg's fanden, mufs ich ein paar Worte sagen. Da war der Mudir von Ssutorino, einer kleinen Festung in dem schmalen Streifen türkischen Gebietes, der sich wie ein Keil in das Oesterreichische hindrängt und bis an den Meerbusen von Cattaro reicht, — der Mudir von Ssutorino, ein türkischer Beamter, der sich im Hause Hadshi-Beg's auf den einzigen hier vorhandenen Stuhl niedersetzen mufste und seine Unterredung mit uns durch die Erklärung eröffnete, dafs er nicht mit den Fingern esse, sondern in Ssutorino Gabeln besitze, — ein Erzfeigling, der bei der ersten Nachricht von dem Aufstande der Christen in der Herzegowina seine Festung im Stich liefs und nach Montenegro flüchtete, weil er sich nur unter dem Schutz des montenegrinischen Fürsten vor den Verfolgungen der Rajah sicher glaubte. Dann war dort ein finsterer, schweigsamer, gelber Albanese mit einer Adlernase und Falkenaugen, ein Bimbaschi (Major) der Baschi Bosuk, der Tosker, die an der Grenze der Tschernagora ihre Posten haben; er fuhr nur einmal, wie auf ein Zauberwort, aus seiner Apathie auf, als ich im Gespräch den Namen der Ghegen nannte. „Die Ghegen!“ brach er los, „das gemeinste Gesindel unter der Sonne! kein Hirn im Kopf, keinen Glauben und keine Treue im Herzen, denken sie nur daran, wie sie Menschen morden und plündern können!“ Es wird Manchen vielleicht nicht bekannt sein, dafs die Albanesen in zwei Stämme zerfallen, in die Ghegen im Norden und die Tosker im Süden, die etwas verschiedene Dialecte sprechen; und aus dem Ausruf meines Bimbaschi kann man entnehmen, wie sehr die Tosker die Ghegen lieben; spricht man aber zu einem Ghegen über die Tosker, so kann man über die letzteren genau dasselbe freundschaftliche Urtheil vernehmen. Die anderen Personen in unserer Gesellschaft will ich über-

gehen; um uns zu sehen, hatten sich so viele versammelt, daß auf dem Diwan an allen drei Wänden auch nicht ein Plätzchen frei blieb und wir in undurchdringliche Tabackswolken eingehüllt wurden. Im Saale herrschte eine fortwährende Bewegung; alle Augenblicke trat ein Türke ein, entbot dem Hausherrn seinen Gruß, wobei er die Hand auf Brust, Mund und Stirn legt, warf die Pantoffeln ab, setzte sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Diwan, erneuerte dann seinen Gruß jedem einzelnen Mitgliede der Gesellschaft, richtete eine Fluth unbedeutender Fragen an uns und rauchte dann in einem nur selten durch neue Fragen unterbrochenen Stillschweigen seine Pfeife. War er damit fertig, so verließ er ohne jedes Abschiedscompliment das Zimmer und überließ seinen Platz auf dem Diwan neuen Gästen. Drei Stunden lang im Tabacksqualm zu sitzen, sich wie eine Rarität angaffen zu lassen, und auf einen Schwall der dümmsten Fragen fortwährend zu antworten, — das ist für Jeden, der an solche Strapazen nicht gewöhnt ist, eine unangenehme Sache; mein Reisegefährte wurde ganz nervenschwach, während ich zu meiner eigenen Ueberraschung etwas von der stoischen Kaltblütigkeit an den Tag legte, durch die sich die Bewohner der Käfige in einer Menagerie auszuzeichnen pflegen. Endlich hatte der Wirth den glücklichen Einfall, der Vorstellung ein Ende zu machen; er zog sich zurück, und dieses war das Zeichen zum Essen: die Türken halten es nicht für höflich, an dem Mittags- oder Abendessen ihres Gastes Theil zu nehmen, und wenn sie es dennoch einmal thun, so vergessen sie nie, sich ihres unceremoniösen Wesens wegen zu entschuldigen. Zuerst wurde uns nun Wasser zum Waschen der Hände gebracht, dann legte man uns statt der Servietten ein langes gemeinsames Handtuch über die Knie, stellte ein niedriges, nur  $\frac{1}{2}$  Arschin hohes, sechseckiges Tischchen vor uns und setzte einen runden, zinnernen Präsentirteller darauf, mit einer Schüssel Wassersuppe, mit Stücken eines flachen, lockern und — obgleich von Weizenmehl gebackenen — doch grauen Brodes (*pogatscha*), nebst hölzernen Löffeln, wie sie bei unserem gemeinen Volke üblich sind; Teller gab es nicht, man mußte aus der Schüssel essen. Dann kam kleingehacktes und in Butter auf einer Pfanne gebratenes Rindfleisch, Mehlspeise, dann wieder Rindfleisch, das fein zerschnitten und am Spiels gebraten war, Molken, und wieder Mehlspeise und Süßigkeiten, und wieder etwas Süßes, und Hammelfleisch, und — der unvermeidliche Schluß jeder türkischen Mahlzeit — Pilaw. —

Trebinje selbst ist eine in der ganzen Herzegowina sehr angesehene Stadt. Sie wird schon vom Kaiser Constantin Porphyrogeneta im 10. Jahrhundert erwähnt und war einst die Hauptstadt eines besonderen serbischen Fürstenthums. Von Ferne erscheint sie wie eine

lange Häuserreihe, die am Fusse des Berges Gliwa und am Rande der schönen, von der Trebinschiza bewässerten Ebene sich hinzieht; abgeordnete Häusergruppen tragen besondere Namen und werden nicht zur Stadt gerechnet. Die Stadt im engeren Sinne hat nur 50 schmutzige, halbverfallene muhamedanische Häuser, denen überdies die graue Farbe des Bausteines, des einzigen Baumaterials in der Herzegowina, ein besonders trauriges Aussehen giebt. Sie ist von einer ebenfalls verfallenen Mauer und einem Graben umgeben; die Strafsen sind so eng, daß an vielen Stellen die Häuser oben zusammenstoßen. Außerhalb der Stadtmauer ist eine schmutzige Tscharschija (Kaufhalle) erbaut, mit etwa 70 Läden, und dort, in der Vorstadt, wohnen auch einige christliche Kaufleute (im Ganzen 5 Familien) und 20 Zigeunerfamilien, die zum Islam übergegangen sind. In den benachbarten Ansiedelungen leben ziemlich viel Christen; aber im Allgemeinen sind sie bei Trebinje doch weniger zahlreich vertreten als die Muhamedaner. Die Stadt nebst ihrer Umgebung ist der Hauptsitz des Islam in der östlichen Herzegowina. Weiter östlich dagegen beginnt ein Gebiet, wo ausschließlich griechische Christen ohne jede fremde Beimischung leben: die Bewohner von Subtscha, Kruschewiza, Dratschewiza, Ljubomir sind ein frisches, herzhaftes, kriegerisches Volk, das die Muhamedaner bisher von seinen Dörfern fern zu halten gewußt hat.

Von Trebinje reisten wir weiter nach Norden und Nordwesten. Bis Ljubinje rechnet man acht gute Stunden, d. h. man braucht, wenn man sich nicht sehr beeilt, wenigstens 10 Stunden. Auf dem abscheulichsten Wege muß man erst hoch auf den Berg Gliwa, und dann noch auf einen anderen, Klitschane, hinaufsteigen. Wendet man auf dem letzteren den Blick nach rückwärts, so belohnt allerdings die Rundschau reichlich die Mühe des Hinaufsteigens auf diese bedeutende Höhe, auf der wir es selbst an einem warmen Maitage empfindlich kalt fanden. Wenn dieser Punkt in Deutschland wäre, dachten wir, welch ein prächtiges Hôtel Bellevue würden wir hier finden! Vor uns lagen die Bergketten, welche die Herzegowina von Dalmatien scheiden; rechts und links zeigten sich in der Ferne andere dunkelgraue Gebirgszüge, und zu unseren Füßen die grüne Ebene von Trebinje, durch die sich wie ein blaues Band die Trebinschiza schlängelt, und rund um die Ebene herum niedrigere Berge, die von dieser Höhe wie Hügel ausahen und jenseits deren sich wieder andere Thäler zeigten. Unmittelbar zu unseren Füßen lag ein Ort mit einer großen Ruine, den Ueberbleibseln des einst berühmten Klosters Twrdosch. Wir mußten indeß von hier noch höher aufwärts steigen, wo uns die Unebenheiten des Bergabhangs bald den schönen Rückblick entzogen, und gelangten zu flachen Höhen, die sich vor uns auf dem Kamme des Klitschane er-

hoben. Es war dieses ein durchaus nicht anziehender District, Namens Trebichowa; wir fanden dort nur Felsen, fast ganz unangebaute Thäler, eingefasst von felsigen Bergen, welche zur Linken eine ununterbrochene, wilde und unzugängliche Gebirgskette (Ssilewaz, weiterhin Radowina und Bjälasniza) bilden, die das reiche Thal Popowo vom Kreise Ljubinjé trennt. In einem der Thäler am Fusse dieses Gebirgszuges sahen wir ein ärmliches Christendörfchen, Grbescha; am Wege fiel uns eine sonderbare Steinsäule auf, mit einem grob ausgehauenen Menschenkopf, ohne genauere Andeutung der Gesichtszüge, etwa nach Art der Baba's, der Steinweiber, die über das südliche Rufsland so zahlreich zerstreut sind; noch mehr aber überraschte uns die Erzählung unserer Begleiter, daß sich eine ununterbrochene Reihe solcher Steinsäulen (oder *biljagi*, wie sie hier heißen, d. i. Zeichen) von hier bis an's Meer hinziehe und daß sie von den Griechen aufgestellt seien, die hier in alten Zeiten gelebt hätten.

Unsere Wanderung auf der Höhe hatte noch immer nicht ihr Ende erreicht. Wir mußten wieder ansteigen und jenseits dieses neuen Höhenzuges zeigte sich vor uns der District Sagora, welcher ganz zu dem gleichnamigen christlichen Kirchdorf gehört, das wir im Thale erblicken konnten. Auf dem Wege dorthin trafen wir nur eine Strohhütte, in der zur Sommerszeit die mit der Sorge für die Sicherheit des Weges beauftragten Panduren leben oder leben sollen. Da sie von unserer Reise in Kenntniß gesetzt waren, hatten sie sich vollzählig eingefunden. Hier verließ uns unsere Leibgarde zu Fuß, die uns von Trebinje begleitet hatte, nachdem sie einen Bakschisch dankend in Empfang genommen, und sechs Panduren lösten sie ab. Das war eine bewundernswürdige Fürsorge für die Sicherheit des Reisenden! Zwei Panduren gingen zu Fuß und sprangen dicht vor unseren Pferden von Stein zu Stein; sie trugen ein geladenes Gewehr über der Schulter, dessen Lauf mit ungläublicher Hartnäckigkeit auf unsere Stirn gerichtet war! Das war uns anfangs natürlich höchst unangenehm; wie — wenn das Gewehr bei einem ungeschickten Sprunge losging? Aber in der türkischen Atmosphäre wird man bald wider Willen zum Fatalisten. — Im District Sagora kann der Archäolog wieder einiges Interessante finden: an zwei Stellen, auf Hügeln, ist nämlich eine Anzahl großer Steinplatten zerstreut, von denen einige auf dem Boden liegen, andere, die dickeren, aufrecht stehen. Inschriften konnten wir auf ihnen nicht entdecken. Unsere Begleiter erzählten uns, daß dieses ein Kirchhof ebenfalls der Griechen, der früheren Bewohner des Landes sei, und daß es in der ganzen Herzegowina, besonders aber auf der Ebene von Popowo eine Menge solcher Kirchhöfe gebe; und dort fänden sich auch Steine mit Inschriften. Die Tradition von den „Griechen“, als

einem Volk, welches ursprünglich in der Herzegowina gelebt habe, als die Serben noch nicht bis hierher vorgedrungen waren und ihnen das Land noch nicht entrissen hatten, ist in diesem Kreise außerordentlich lebendig; sie wurde mir fortwährend wiederholt, von Christen und Muhamedanern, in dem ganzen Landstrich, der an Dalmatien grenzt, in der Umgegend von Trebinje und von Mostar, und auch in den bosnischen Nahien von Ljawno und Glamotsch, die in physischer Beziehung eine natürliche Fortsetzung der Herzegowina bilden. Ueberall ist die Tradition dieselbe: genauere Angaben über diese alten Griechen und namentlich darüber, wohin sie gekommen sind, als die Serben vordrangen, erhält man nicht; es wird nur erzählt, daß sie Leute von hohem Wuchs und sehr stark waren. In den östlichen Theilen der Herzegowina, die an Bosnien grenzen, und in Bosnien selbst (mit Ausnahme der beiden erwähnten Nahien) hört man diese Traditionen nicht, und so viel mir bekannt, giebt es dort auch derartige Denkinäler nicht. Man sollte diese Ueberreste der alten Bewohner der westlichen Herzegowina durchaus genauer erforschen. Ueberreste, die, wie es scheint, mit den Grenzen der alten dalmatischen Bevölkerung zusammenfallen, und man sollte namentlich Nachgrabungen an den Plätzen anstellen, die von dem Volk als Kirhhöfe bezeichnet werden. Auf dem Wege von Trebinje nach Mostar sahen wir Hunderte solcher Steinplatten und Steinsäulen; der Forscher, der sich vom Wege seitwärts entfernen will, wird sie zu Tausenden finden. Sie sind nicht sämmtlich ohne Bilderwerk; auf einigen bemerkten wir die rohen Umrisse von menschlichen Figuren, von Pferden, Pfeilen und andere phantastische Darstellungen. Im District Usenowitschy bei Stolaz stehen am Wege zwei colossale, aus Einem Block gehauene Steinkreuze, die offenbar von viel jüngerer Arbeit sind als die Steinplatten und Steinsäulen, aber dennoch, wie es scheint, einer sehr alten Periode angehören und vom Volke ebenfalls den griechischen Urbewohnern zugeschrieben werden.

Nach einem sehr anstrengenden Ritt stiegen wir endlich auf eine schöne, nicht schlecht angebaute Ebene hinab, und als wir am Fusse des Berges umbogen, erwartete uns ein feierlicher Empfang: der Mudir-Wekili (Stellvertreter des Kreisobersten) von Ljubinje war uns entgegengekommen, ein kräftig gebauter Mann, der sich in der schönen Tracht der hiesigen Muhamedaner recht schmuck ausnahm. Wir freuten uns über diesen Empfang als über ein Zeichen, daß die Stadt nahe sei, hatten uns darin aber geirrt: erst nach anderthalb Stunden erreichten wir das ersehnte Ljubinje.

Ljubinje ist der elendeste Ort, den man sich vorstellen kann, aber es liegt, wie alle Städte in der Herzegowina, sehr schön am Fusse eines Berges und in der Mitte eines schmalen, ziemlich langen Thales,

dessen südöstliche Hälfte Krai-polje, mit dem gleichnamigen, in der Ferne sichtbaren christlichen Dorfe, und dessen nordwestliche Hälfte Konaz-polje heißt. In der Stadt selbst leben fast nur Muhamedaner; sie enthält 120 muhamedanische Häuser mit 987 Bewohnern, und nur 12 christliche mit 92 Bewohnern. Die ersteren, die aus demselben grauen Stein gebaut sind, wie alle Häuser in der Herzegowina, sind noch mehr verfallen wie die in Trebinje, und viele stehen ganz leer. Verlassen und verfallen ist auch der alte Thurm, die Burg der früheren Begs von Ljubinja. Es ist erstaunlich, wie in Bosnien und der Herzegowina Alles, was Muhamedanern gehört, in Verfall gerathen ist. Sieht man irgend wo in einem Dorfe ein zusammensinkendes Haus, so kann man sicher sein, daß es einem Muhamedaner gehört. Der verlassene Khan, den man an einem Wege findet, ist sicher das Eigenthum eines Muhamedaners. Fragt man, weshalb jener starke Thurm zerfällt, so hört man: ein Beg wohnte in ihm und hat ihn verfallen lassen. Fragt man: „was ist dies für ein Quartier in Stolaz, in Mostar, in Wyssoko, in Foiniza, in Skopla, in Trawnik, in Jaiza, in Banjaluka, in Ljawnö, in Nowi Warosch, in Fotscha, in Tafslindsha, in Prjapolje, — mit einem Wort, in einer beliebigen Stadt Bosniens und der Herzegowina, wohin man auch kommen mag, — fragt man: was ist das für ein Quartier, in dem so viel Häuser leer stehen, ohne Dächer, ohne Fenster und Thüren, mit zusammenstürzenden Mauern? so erhält man zur Antwort: *Turka machala*, es ist das muhamedanische Quartier. Und in den Städten, die ausschließlic oder fast ausschließlic von Muhamedanern bewohnt werden, wie Trebinje, Ljubinja, Glamotsch, Rogatiza, Wyschegrad, Prjador, Sjäniza, ist der Verfall allgemein; die christlichen Ortschaften hingegen sind frei davon. — In Ljubinja leben die Christen unter starkem Druck; es war ihnen nicht einmal gestattet worden, uns entgegen zu kommen. Sie besuchen die Kirche in einem der benachbarten Dörfer, in Gradaz oder in Duboschiza.

Der Mudir-Wekili von Ljubinja war durchaus nicht ein so grosser Herr und Aristokrat wie der Mudir von Trebinje. Allerdings war er Gutsbesitzer, aber er liefs sich doch herbei, in seinem „Konak“ ein Gasthaus zu halten, in das er uns auch hineinführte. Uebrigens versicherte er, daß er nicht alle Reisende ohne Unterschied, sondern nur seine guten Freunde bei sich aufnehme. Als „guter Freund“ hielt es dann auch der Gastwirth, ein graubärtiger muhamedanischer Kaufmann, für seine Pflicht, an uns heranzutreten und uns durch seine Erkundigungen und seine Unterhaltung zu erquicken; und das Gespräch zog sich sehr lange hin, nicht eben zum Vergnügen ermüdeten Reisenden, die an Nichts als an Erholung dachten. Dafür lieferte es uns einige

charakteristische Züge muhamedanischer Anschauungen. Der Wirth erzählte uns, dafs er früher des Handels wegen grofse Reisen gemacht. „Und jetzt reist Ihr nicht mehr?“ „Ja, nur hier in die Nachbarschaft, um nach dem Tschitluk (Besitzung) zu sehen, das wir dort gekauft haben; in weitere Gegenden reisen wir nicht; wir sind alt geworden, haben auch auferdem eine grofse Familie“ (die Muhamedaner haben das Wort Familie immer im Munde; als ein Fremdwort scheint es ihnen weniger anstößig; oft bezeichnet es bei ihnen einfach „Frau“). „Ihre Familie ist also grofs?“ fragte ich ihn, um das Gespräch fortzuspinnen. „Ja, ich habe drei Söhne und — mit Permission zu sagen — zwei Töchter.“ „Waren Sie bei Ihren früheren Reisen auch in Ssarajewo?“ „Ja wohl, wir waren da.“ (Die Muhamedaner in Bosnien und in der Herzegowina sprechen von sich selbst immer in der Mehrzahl, die zweite Person aber reden sie mit „du“ an.) „Nun, wie gefällt Ihnen Ssarajewo?“ „Das ist ein schöner, gesunder Ort, das Wasser ist dort gut.“ „Waren Sie auch in Njämekaja Semlja (Oesterreich)?“ „Auch da sind wir gewesen, in Venedig.“ „Wie gefiel Ihnen Venedig?“ „Es ist eine elende Stadt, das Wasser ist abscheulich.“ Wir sahen auch hier, die Muhamedaner urtheilen über eine Stadt nach der Qualität ihres Wassers, und diese Erfahrung haben wir tausendmal gemacht.

Ueber Ljubinja habe ich nicht viel zu berichten und will den Leser auch nicht durch eine Beschreibung des Weges von dieser Stadt nach Stolaz ermüden, der einen Ritt von 4 Stunden in Anspruch nimmt. Das Bild der Herzegowina bleibt dasselbe: rechts und links, vor uns und hinter uns sind kahle Felsenberge, die nur hier und da mit Gerüpp bewachsen sind, und auf deren Spitzen Hunderte von Adlern nisten; auf dem Wege selbst haben wir stets dasselbe Steingeröll. Es ist nicht zu verwundern, dafs eine solche Naturbeschaffenheit auch auf die Sprache nicht ohne Einflufs geblieben ist. Das Wort *jachat* z. B. existirt in unserem Sinne (fahren) bei allen Serben nicht, weil es bei ihnen keine Wege giebt und von Fahren nicht die Rede sein kann; *jachati*, *jaschiti* bedeutet bei ihnen „reiten“. Selbst das Wort *itti* (gehen) ist aus ihrer Sprache verschwunden, und wird ersetzt durch das Wort *lasit* (klettern), welches sie selbst da brauchen, wo von Klettern gar nicht die Rede ist, z. B. „der Wind klettert von Norden heran“ u. s. w.

Die Stadt Stolez, oder nach serbischer Aussprache Stolaz, liegt in wundervoller Gegend, in dem engen Thal der Bregawa, die hier einen schönen Wasserfall bildet. Die Festung, die für die wichtigste Burg in der ganzen Herzegowina gehalten wird, liegt auf einem Berge; aber rings umher steigen auf allen Seiten so imposante Höhen empor, dafs der Schlofsberg, wenn man von Widusch auf der Strafse von Lju-

binje kommt, wie ein Hügel aussieht. Am schönsten präsentirt sich die Stadt, wenn man sie von der Terrasse des Hofes betrachtet, der dem bekannten Vezier der Herzegowina, Ali Pascha, gehörte. Von hier übersieht man die ganze Schlucht der Bregawa, die Häuser und die Moscheen mit ihren weissen Minareten, den Wasserfall, die auf allen Seiten sich aufthürmenden Bergmassen in ihrem mannichfaltigen Farbenspiel, den schönen grünen Schlofsberg und zur Linken ein Stück von der üppigen Ebene. Aber zur Zeichnung eines solchen Bildes braucht man Farben und Pinsel, und nicht Feder und Dinte.

Die Burg Stolaz, oder Grad Stolatschki, wie die Serben sagen, spielte in der Geschichte der Herzegowina, selbst noch in neuerer Zeit, eine große Rolle. Sie war das Stammerbe der Riswanbegowitsch oder Stoltshewitsch, die bei ihren unaufhörlichen inneren Kriegen mit anderen Mitgliedern des muhamedanischen feudalen Adels in ihr stets Schutz und Zuflucht fanden. Der Mudir Hansi-Beg, unser Wirth, versicherte uns, daß seine Vorfahren vor 400 Jahren die Burg erbaut haben, als sie hierher kamen und in der Herzegowina „Land nahmen“. Er glaubt, oder wollte uns wenigstens glauben machen, daß seine Vorfahren ächte Türken, Mitstreiter Mahomeds des Eroberers, gewesen sind, — obgleich es unzweifelhaft ist, daß das Geschlecht ein slawisches, turkisirtes ist. „Von jener Zeit her,“ sagte er, „safsen meine Vorfahren beständig in Stolaz, und jeder von ihnen that etwas hinzu zu den Bauwerken in der Festung und in der Stadt, die ganz ihr Eigenthum war. Namentlich hat Ali Pascha viel gebaut, der, obgleich er zur Zeit seines Vezirats in Mostar oder in seinem bei Mostar gelegenen Hofe lebte, doch nie Stolaz, das alte Erbgut seines Stammes, vergafs. Er erbaute hier einen Konak, und fing an, die Burg mit einer neuen starken Mauer zu umgeben, aber er beendigte sie nicht; ans allen alten Festungen brachte er Kanonen hierher. Aber seitdem Ali Pascha todt ist und Stolaz mit der Festung zum Fiseus geschlagen ist, verfällt bei uns Alles!“ Das Wort *batal*, Verfall, ist für die Herzegowina und Bosnien fast eben so charakteristisch geworden, wie das oben erwähnte *lasit* „klettern“. Es ist ein arabisches Wort, das die Serben den Türken entlehnt haben; die Türken brauchen es nur selten, aber den Serben ist es in Folge der Zerstörung, die sie tagtäglich vor Augen sehen, so geläufig geworden, daß sie es nicht mehr entbehren können.

In Hansi-Beg lernten wir einen interessanten Repräsentanten der hiesigen Aristokratie kennen. Er war uns entgegengekommen, als wir uns Stolaz näherten, ein beliebter, großer Mann, in der vorschriftsmäßigen türkischen Uniform; aber er schwankte sichtlich auf seinem Pferde. Er bewillkommnete uns mit heiserer Stimme und bemerkte gleich nach dem ersten Austausch von Höflichkeiten: „Nach Tisch zu

reiten ist ein schweres Stück.“ Weshalb es ihm schwer wurde, darüber waren wir gleich Anfangs nicht im Zweifel. Auf einem abscheulich gepflasterten Abhang, der zu dem Burghor führt, kletterten wir hinauf, und keuchend und stöhnend führte uns Hansi-Beg auf einer steilen hölzernen Treppe hinauf in den berühmten Konak Ali Pascha's, wo er ohne weitere Umstände die Uniform abwarf und im Jelek (Weste) bei uns blieb. Er setzte sich mit uns auf den Balkon, rauchte seine Pfeife und schien nicht unempfänglich für den Eindruck des wundervollen Anblicks, den wir hier genossen. Bei einem Gespräch über die türkische Sprache, das mein Reisegefährte mit ihm anknüpfte, legte er eine vollständige Unkenntniß an den Tag. „Es ist eine schwere Sprache,“ sagte er zum Schluß, „sie ist nicht einfach, sondern besteht aus drei Sprachen, dem Türkischen, dem Arabischen und dem Persischen; man muß also alle drei lernen.“ Seine Persönlichkeit sagte uns übrigens zu; es lag in ihr etwas Vertrauen erweckendes, offenerziges. Nur bei einigen, für ihn sehr kitzlichen Fragen schien er uns, den Fremden, den Gjaurs, den Moscovitern gegenüber verstimmt; besonders geflissentlich umging er die Fragen über seinen großen Oheim Ali Pascha, während wir annahmen, hierin ein ihm sehr angenehmes Thema berührt zu haben; später erfuhren wir, daß Ali Pascha mit eigener Hand seinen Bruder, den Vater Hansi Beg's, erschlagen habe, und Hansi Beg scheute sich, einen Tadel über den Oheim auszusprechen, da er in ihm das Andenken des Mannes ehren mußte, welcher der Hauptvertheidiger der Unabhängigkeit der hiesigen Aristokratie gegen die Centralisationsbestrebungen der Pforte gewesen war. Besonders lebhaft wurde Hansi Beg, wenn er von seinen „väterlichen“ Beziehungen zum Volk, zu Wlachen sowol wie zu Türken, sprach. Am interessantesten war er mir Abends. Als es dunkelte, kam er mit sehr geheimnißvoller Miene zu mir und fragte mich, ob er offenerzig zu mir reden dürfe und ob ich ihm eine offene Antwort geben wolle. Ich war überrascht und hatte keine Ahnung, welche vertrauliche Mittheilung er mir zgedacht haben könne, und ich forderte ihn auf, zu sagen, was er auf der Seele habe. „Ja,“ sagte er, „wir sehen, du bist ein guter Mensch; wir sind erst vor Kurzem bekannt geworden und sind schon Freunde; um dieser Freundschaft willen frage ich Dich offenerzig, ob es Dir nicht unangenehm ist, wenn ich mich zum Abendessen zu dir und deinem Reisegefährten setze?“ Wir waren natürlich damit einverstanden, und Hansi Beg führte uns nun in ein Zimmer, das auf die den Lesern schon bekannte Weise eingerichtet war und nur sehr trüb durch ein Talglicht auf einem hohen Leuchter erhellt war. Unser Wirth setzte sich in einen dunkeln Winkel hinter den vorspringenden Kamin, liefs sich zwei Gläser geben, murmelte Etwas,

das wir nicht verstehen konnten, zu seiner Entschuldigung, und trank ein Glas Branntwein und darauf Wasser. Das wiederholte sich mehrere Male; wir, müde und hungrig, und Hansi Beg, durch das wichtige Geschäft, *rakii* zu trinken, beansprucht, beobachteten ein feierliches Stillschweigen. Endlich kam der ersehnte Tisch, Waschwasser und die Präsentirteller mit den Speisen. Nun wurde Hansi Beg heiter und liebenswürdig; er scherzte, prahlte mit seiner Kraft, seiner Jugend und seinem Appetit, lud ein zum Essen und Trinken und klopfte uns auf die Schultern. Als das Essen beendet war, wurde er plötzlich still und setzte sich, nachdem er die Hände gewaschen, wieder kleinlaut in seinen Winkel. Wir wurden nun von einem alten Türken, der eine Art Balalaika, ein viersaitiges Instrument spielte, unterhalten, und obgleich die Musik für unsere Ohren grade nicht angenehm war, lauschte ihr Hansi Beg doch mit Vergnügen und lachte manchmal laut auf und rief „*aferim! aferim!*“ (Bravo), wenn in den Liedern etwas Lächerliches vorkam. Wir erfuhren dabei von ihm, daß die Lieder der Türken meistens lyrische sind und die Liebe besingen; die Lieder der Christen sind dem Lobe ihrer Helden (besonders des Marco Koroljewitsch) gewidmet.

Das Concert hatte uns müde gemacht und wir begaben uns bald zur Ruhe. Von unsern Leuten erhielten wir über unsern gutherzigen und musikliebenden Wirth nicht ganz erfreuliche Nachrichten. Es war uns schon am Tage aufgefallen, daß in Stolaz sich uns kein Christ vorstellte, ausgenommen zwei Beamte, der griechische und der katholische Chodsha-baschi, die Repräsentanten der christlichen Gemeinden im Medshlifs (Stadtrath). Noch mehr fiel es uns auf, daß, als wir von einer ganzen Escorte begleitet in der Stadt spazieren gingen, stets der katholische Chodsha-baschi neben uns ging und uns Alles zeigte und erklärte, während der griechische sich trotz aller meiner Aufforderungen stets im Hintergrunde bei den Dienern aufhielt. Jetzt erfuhren wir, daß Hansi-Beg den Griechen unter Drohungen verboten hatte, sich den Moscovitern vorzustellen. Vor ein paar Tagen hatte er 40 Griechen in's Gefängniß gesteckt, unter dem Vorwand, daß sie sich bei einem, angeblich von Montenegrinern verübten Diebstahl betheilig hätten. Nichtsdestoweniger gilt Hansi-Beg bei den Christen dennoch als der beste von den türkischen Beamten in der Herzegowina. Als der Aufstand in den südöstlichen Kreisen ausbrach, schenkten die Christen den Versprechungen der anderen Pascha's und Beamten keinen Glauben und wollten sich nur mit Hansi-Beg auf Verhandlungen einlassen. Bei den Christen sowohl wie bei den Muhamedanern in der Herzegowina herrschte die Ueberzeugung, daß nur Hansi-Beg im Stande wäre, die aufständische Rajah zu beschwichtigen. —

Jenseits Stolaz ist die Gegend weniger traurig. Wir reisten An-

fangs im Thale der Bregawa und stiegen dann auf Berge, die mit dichtem Eichenwalde bestanden waren. Vor uns erhoben sich die mit ewigem Schnee bedeckten Höhen des Welesh-Gebirges. Nach drei Stunden fingen wir an, in ein ausgedehntes Thal hinabzusteigen. Dieses herrliche Thal, Chodbina genannt, ist mit Weingärten und Maisfeldern bedeckt und an den Wegen, wie auf den Rainen, mit einer Menge von Kirsch- und Nufsbäumen bepflanzt. Für einen Spottpreis kauften wir von einem Landmann mehrere Oka sehr schmackhafter, großer und reifer, weißer Kirschen. Auf dieser Ebene ritten wir fort bis Buna, einem von Ali Pascha erbauten Landsitz, zwei Stunden von Mostar entfernt. Man empfing uns dort und bewillkommnete uns und führte uns in ein vereinsamtes Gebäude, in dem sich einst der Satrap der Herzegowina ergötzt hatte. Jetzt piff der Wind durch die Zimmer, in denen früher die georgischen Huris gewohnt hatten, welche Ali Pascha sich verschrieben hatte. Die Fensterscheiben waren größtentheils zerbrochen; der Zaun, auf welchem die abgeschlagenen Köpfe der Christen, die des Pascha's Zorn erregt hatten, aufgepflanzt zu werden pflegten, war verfallen, als ob er ein ganz gewöhnlicher Zaun in der Herzegowina wäre; die Röhren in dem Wasserbassin mitten im Garten sprudelten nicht mehr ihre lustigen Strahlen empor. Der Garten bot ein Bild gleicher Verödung dar, wie der Hof. Mit dem Ausdruck „Hof“ muß man übrigens nicht, wie bei uns, den Begriff irgend eines Prachtbaues verknüpfen; in der Herzegowina hat er eine andere Bedeutung. Der „Hof“ Ali Pascha's glich in jeder Beziehung unsern gewöhnlichen Landsitzen, abgesehen davon, daß er nicht meublirt war, und daß die einzelnen Zimmer unter sich in keiner Verbindung standen. Am Fusse der Höhe floß die Buna, mit malerischen Ufern, die mit dichtem Baumwuchs bekleidet waren. Ueber dem Wasser war, nach der bei den Türken sehr beliebten Sitte, auf Pfählen ein Kiosk errichtet, dessen weiße Wände seltsam mit grünen Springbrunnen, die wie Palmen aussahen, und mit blauen Bäumen bemalt waren. Hier pflegte sich der fürchterliche Ali zu erholen, dem Plätschern des Flusses zu lauschen und den Blick an den erwähnten großartigen Fresken oder an den fernen Bergen zu weiden. Er liebte Buna sehr, erbaute dort eine Moschee mit einer schönen Kuppel und einem Minaret, ein Chan (Fremdenhaus) und eine muhamedanische Schule.

Zwischen Buna und Mostar liegt eine ununterbrochene Ebene, auf welcher die Reit- und Packpferde eine zahllose Menge von Pfaden ausgetreten haben. Links vom Wege fließt die reisende Neretwa, in die sich, nicht weit von dem Hofe Ali Pascha's, die Buna ergießt. Wendet man den Blick rückwärts, so sieht man die Schlucht, in die sich die Neretwa stürzt, nachdem sie sich mit der Buna vereinigt hat,

und in der sie vier Stunden Weges weit nach Süden, mit einigen Ausbiegungen nach Westen, fortfließt. Zur Linken erhebt sich jenseits der Neretwa der kahle Berg Chum (d. i. Cholm, Hügel), rechts der Gebirgszug Stolaz, der zu den Vorbergen der großen Gebirgskette Welsh gehört. Auf den Abhängen des Stolaz sind an manchen Stellen Weingärten angelegt. Zwei Stunden von Buna entfernt, an der Stelle, wo die beiden erwähnten Gebirgszüge sich einander so nähern, daß die Neretwa auf beiden Seiten nur ein schmales Thal hat, liegt die Stadt Mostar, die schon von ferne dem Reisenden ihre weißen Minarete zeigt. Wahrscheinlich befand sich hier schon zu den Römerzeiten eine Ansiedelung, oder wenigstens ein römisches Lager. Die feste, hohe, aus großen Steinen erbaute Brücke, die sich in einem einzigen Bogen kühn über den ziemlich breiten, zwischen steilen Ufern hinfließenden Strom schwingt, macht den Eindruck eines Römerbaues. Auf beiden Ufern wird sie von alten Thürmen vertheidigt, in denen unten ein Durchgang und ein Wachtposten sich befindet. Die Bewohner Mostar's sind ungemein stolz auf diese Brücke, und glauben, daß ein solches Bauwerk in der ganzen Welt nicht mehr existirt. Gewöhnlich bemerken sie auch, daß selbst der Stadtname nichts anderes ist, als das zusammengezogene *Most star*, „alte Brücke“. Mir scheint indess eine derartige Zusammensetzung dem Geist der slawischen Sprache zu widersprechen, und ich nehme einfach an, daß sich bei der alten Brücke eine Ansiedelung gebildet hat, deren Bewohner sich (von *most*, Brücke) Mostare nannten, wie Blatare von Blato, Dreware von Drewo, und daß diese Ansiedelung später zu einer Stadt sich erweiterte. Als Stadt erhielt Mostar erst zur Zeit der türkischen Herrschaft Bedeutung, als Blagai, die alte Hauptstadt des Fürstenthums Herzegowina, 2 Stunden östlich von Mostar, in Verfall gerieth. Mostar liegt, wie bemerkt, in dem schmalen Thale zwischen den Bergzügen Chum und Stolaz. Aber wie sich jenseits der Stadt im Süden eine ziemlich ausgedehnte Ebene ausbreitet, so treten auch im Norden die Berge wieder mehr auseinander und schließen eine breite Ebene ein, Bjälopolje, die „weiße Ebene“, die drei Stunden Weges lang ist. Sie ist von einem Halbkreise eingeschlossen, den die Berge Zim und Orlaz (eine Fortsetzung des Chum) und Liwatsch (eine Fortsetzung des Stolaz) bilden, welche ihrerseits auf den quer vorliegenden hohen Gebirgszug Porim stoßen.

Die Stadt ist ziemlich umfangreich, aber wie bei allen türkischen Städten entspricht auch hier die Volkszahl dem Umfange nicht. Man zählt in ihr 1500 muhamedanische, 300 katholische <sup>1)</sup> und 500 griechi-

<sup>1)</sup> Die Zahl der Katholiken in Mostar selbst kenne ich nicht genau. Im Jahre

sche Häuser; in den benachbarten Dörfern, die in die Kirche von Mostar eingepfarrt sind, giebt es noch 266 griechische Häuser. Unter diesen Häusern befindet sich eine Menge von kleinen Gebäuden mit nur zwei Fenstern, die von Gärten oder leeren Plätzen umgeben sind. Die Katholiken leben sämmtlich in einem besonderen Quartier auf dem rechten Ufer der Neretwa; ziemlich weit entfernt, fast schon außerhalb der Stadt, haben sie vor nicht langer Zeit auf einem malerischen Hügel die bischöfliche Wohnung mit einem Bethaus und einer Schule erbaut; das andere katholische Bethaus liegt in dem Hause des österreichischen Consulats, am linken Flusufer, im Quartier Bjäuschina, auf dem Abhange des Berges Stolaz. Dieses letztere Quartier wird vorzugsweise von griechischen Christen bewohnt; die griechische Kirche, die im Jahre 1835 erbaut ist, steht abgesondert auf einem sehr steilen Hügel in der Nähe dieses Quartiers. Innerhalb der Umfassungsmauer befindet sich auch die sehr kleine und unschöne Wohnung des Metropolitens, ein anderes kleines Gebäude für die Priester und Mönche, die den Dienst in der Kirche versehen, und die Schule, ein neues, erst vor zwei Jahren beendetes schönes Gebäude, welches für Mostar als ein prachtvolles betrachtet werden kann. Die Kirche selbst liefert übrigens einen Beweis für den Druck, unter dem die Christen lebten, als sie dieselbe bauten. Das Dach erhebt sich kaum über die Mauer und unterscheidet sich in Nichts von dem Dach eines gewöhnlichen Hauses. Um die Kirche wenigstens im Innern etwas höher zu machen, mußten die Christen sie in die Erde hineingraben, so daß man auf einer Treppe von 20 Stufen in sie hinabsteigt. Die Fenster sind außerordentlich klein und die Kirche ist so arm, daß sie fast gar keine Bilder besitzt; überdies ist sie so eng, daß bei großen Festen, namentlich wenn sich die Eingepfarrten aus den benachbarten Kirchdörfern (von denen kein einziges weder eine Kirche noch einen Priester besitzt) in Mostar versammeln, nur der geringste Theil des Volks in ihr Platz finden kann. Mein Aufenthalt in Mostar fiel gerade mit dem Osterfest zusammen. Der ganze große Hof um die Kirche war dicht besetzt mit Leuten, zu denen nicht einmal die Töne des Kirchengesanges dringen konnten; besonders thaten mir die Frauen leid: die armen Landfrauen und auch ein großer Theil der Stadtbewohner standen dicht an der Kirchhofsmauer; sonst sitzen in den serbischen Kirchen die Frauen getrennt von den Männern, auf den Chören, und werden gewöhnlich noch durch ein hölzernes Gitter den Blicken der Männer entzogen; aber da die Kirche so eng und klein ist, sind auf dem Chor nur wenig Plätze vorhanden.

---

1851 gehörten zur katholischen Pfarrkirche in Mostar 2504 Seelen, aber ein großer Theil davon lebt in den Dörfern westlich von der Neretwa.

So bekommen viele Pfarrkinder und fast alle Frauen bei diesem feierlichsten aller Feste von dem Gottesdienste nur die Procession bei der Frühmesse zu sehen. Bei der Unmöglichkeit, das Wort Gottes zu hören, beschäftigen sich die einfachen Leute inzwischen mit eifrigem Gebet, das sie ununterbrochen und oft mit halblauter Stimme hersagen, wenn sie sich in der Nähe der Kirche befinden. Bei dem Gottesdienst selbst sind sie im höchsten Grade aufmerksam und andächtig; so oft sie den Namen des „Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ hören, bekreuzen sie sich; aber während der Liturgie ist es bei ihnen Sitte, sich nicht zu bekreuzen. Bei den Gebeten, die in Folge eines besonderen Anlasses gehalten werden, pflegt die Gemeinde auf jede Bitte, die von dem Geistlichen ausgesprochen wird, mit einem gedehnten „Amen“ zu antworten, und diese aus der Brust der ganzen Gemeinde sich hervorringende Antwort hat etwas sehr Ergreifendes. Im Allgemeinen kann man sagen, daß jeder rechtgläubige Serbe, mag er geboren sein in welchem Winkel er wolle, sich als ein lebendiges Glied der Kirche fühlt, daß er den Gottesdienst sucht und von seinem Geist durchdrungen ist; und das ist eine tröstliche und bedeutsame Erscheinung, namentlich wenn man die Lage bedenkt, in welcher sich die rechtgläubige slawische Kirche und ihre Angehörigen unter der Herrschaft der Türken und Griechen befinden.

Bei der Kirche von Mostar ist jetzt kein Welt-Geistlicher angestellt; vier Mönche versehen in ihr den Dienst. Einer von ihnen, der Archimandrit Joannikii Pamutschina, hat der rechtgläubigen Bevölkerung der Herzegowina große Dienste geleistet. Er ist im Kreise Trebinje geboren und konnte sich dort auf keinem andern Wege als durch Selbstunterricht ausbilden. Auf diese Weise machte er sich mit der griechischen Sprache bekannt und brachte es zu einer für dieses Land sehr bedeutenden Gelehrsamkeit. Besonders eifrige Studien verwendete er auf die Etymologie und die philologische Erklärung der serbischen und slawischen Worte; er ist in den Geist der serbischen Sprache so tief eingedrungen, er kennt überdies das Volk selbst so genau und beherrscht die serbische Sprache so vollständig, daß in dieser Beziehung vielleicht nur der bekannte Buk Karadshitsch mit ihm verglichen werden kann. Leider sind seine Abhandlungen in einem nur wenig verbreiteten Journal, in dem „serbo-dalmatinischen Magazin“ vergraben; eine derselben gab der österreichischen Regierung Anlaß zu eifrigen Verfolgungen. Der vorliegende Band der Sapiski enthält seine bisher noch nicht publicirte „Lebensbeschreibung Ali Pascha's“, die der Archimandrit für uns geschrieben hat. Aber die wissenschaftliche Thätigkeit füllt nur die spärlichen Mußestunden des würdigen Mönches aus. Fast sein ganzes Leben ist dem Dienst der Kirche und den Bedürfnissen des Volkes

gewidmet. An ihn wendet sich Jeder, der des Rathes bedarf. Die ganze Herzegowina kennt und ehrt ihn und nennt ihn den „Volksmann“. Sein Einfluß auf den Kreis ist groß und wohlthätig. Selbst die Türken begegnen ihm mit besonderer Achtung, und wenn er die Dörfer der Herzegowina bereist, drängen sich die muhamedanischen Landleute zu ihm, um ihn über die Religion und das Paradies Mohameds zu befragen, da sie wohl wissen, daß er ihnen Alles besser und deutlicher auseinandersetzt, als irgend ein beliebiger Chodsha (muhamedanischer Religionslehrer). Ein anderer von den hiesigen Priestern, der Hieromonach Prokopii Tschokorilo, zeichnet sich ebenfalls durch eine ungewöhnlich lebendige und auf Autopsie beruhende Kenntniß des Landes und des Volkes, durch Liebe zu seiner Gemeinde und durch die Schärfe seines Verstandes aus. Lebhaftigkeit und lautere Wahrhaftigkeit charakterisiren seine „Chronik der Herzegowina seit den letzten 25 Jahren“, die er auf unsere Bitte verfaßt hat, und seine „Berichte aus dem Leben der Herzegowina“, die ebenfalls hier veröffentlicht werden; die serbischen Originale dieser Abhandlungen werden leider wohl unedirt bleiben.

Im Jahre 1854 wurde für eine Geldsumme, die während vieler Jahre in der Kirche durch mildthätige Gaben gesammelt war, in Mostar eine rechthgläubige Schule gegründet. Auch vorher existirte hier allerdings eine Schule, aber eine sehr elende: sie befand sich auf dem Kirchhof in einem Gebäude, welches jetzt als Heuschuppen benutzt wird, und es unterrichteten in ihr Personen, die nicht die geringste Bildung besaßen. Die jetzige Schule besteht aus vier Klassen und es werden in ihr gegen 200 Schüler unterrichtet. Einmal im Jahre ruft man die ganze rechthgläubige Gemeinde in die Schule zusammen und sammelt Geld zur Unterhaltung der Stiftung: jeder Einzelne giebt an, wie viel er für seine Kinder zahlen will, und die Gemeinde entscheidet, ob die Höhe des Beitrages seinen pecuniären Verhältnissen entspricht; findet sie, daß Jemand knauserig ist, so fordert sie mehr; wer keine Kinder in der Schule hat, trägt so viel bei, als er will, und Niemand darf gegen die selbstbestimmte Summe Einsprache erheben; von ganz armen Leuten wird Nichts genommen, auch wenn sie mehrere Kinder in der Schule haben. Mit diesem Gelde und demjenigen, was in der Kirche auf den zum Besten der Schule herumgetragenen Kirchenteller gelegt wird, besoldet man die Lehrer und deckt die übrigen Unkosten. Gegenstände des Unterrichts sind: Lesen, Schreiben, die Anfangsgründe der Arithmetik, Katechismus, Kirchengesang, die Anfangsgründe der Grammatik und ein kurzer Abriss der serbischen Geschichte. Von den vier Lehrern sind drei in dem Seminar zu Belgrad ausgebildet worden; sie sind mit voller Seele bei ihrem Amt,

kennen seine Bedeutung und sind deshalb auch von ihren Schülern aufrichtig geliebt. Jetzt denken die Bewohner von Mostar daran, diese Schule zu erweitern und höhere Klassen für diejenigen Zöglinge hinzuzufügen, die sich zum geistlichen Stande vorbereiten wollen: das wäre das erste orthodoxe Seminar in der westlichen Türkei. Man sieht hieraus, daß in der Hauptstadt der Herzegowina unter den griechischen Christen kein Mangel an geistiger Regsamkeit und an Eifer für Schulbildung herrscht. Mostar übertrifft in dieser Beziehung alle anderen Städte in den serbischen Gebieten der Türkei, obgleich die rechtgläubige Gemeinde hier bei Weitem nicht so reich ist, wie in Ssarajewo und selbst in manchen Städten zweiten Ranges, wie Banjaluka und Ljawnö.

Es giebt in Mostar allerdings einige orthodoxe Kaufleute, die für reich gelten; aber nach unseren Begriffen von kaufmännischem Reichtum können wir sie doch nur Kleinhändler nennen. Nur sehr wenige beziehen ihre Waaren aus Triest; der gröfsere Theil erhält sie aus Ssarajewo, und nicht blofs türkische Waaren, sondern auch österreichische Fabricate. Ein bedeutender Waarenumsatz findet nicht statt: der Kaufmann reitet nach Ssarajewo oder reist durch Dalmatien nach Triest, kauft dort oder nimmt auf Credit verschiedene Waaren für eine unbedeutende Summe, importirt sie auf Packpferden aus Bosnien oder von der österreichischen Grenze und verkauft sie im Detailhandel. Die Kaufleute in den andern Städten der Herzegowina versehen sich nicht in Mostar mit Waaren, sondern gewöhnlich in den dalmatischen Häfen oder in Ssarajewo, je nachdem ihnen der eine oder der andere Ort näher ist. In Ssarajewo ist der Handel weit bedeutender, aber auch dort wird das Geschäft in derselben Weise geführt: ein eigentlicher Grofshandel existirt nicht. Dieselben Kaufleute, die sich ziemlich bedeutende Waarenvorräthe aus Oesterreich oder aus Rumelien verschreiben und einen Theil derselben an kleinere Kaufleute ablassen, halten auch einen Laden zum Detailverkauf. Fast der ganze Handel wird auf Credit geführt: einige Häuser in Ragusa und Ssarajewo haben Handlungsdiener, die alljährlich von Ort zu Ort reisen, um das Geld für die Waaren einzucassiren, die im verflossenen Jahre auf Credit abgelassen wurden; ich weifs nicht, wie viel Procent sich die Creditoren für ihr Risiko berechnen, aber in Bosnien und der Herzegowina wird Geld nur zu ganz exorbitanten Zinsen verliehen, zu 3, 4, 5 Procent und noch mehr monatlich. Doch hört man nicht über Unpünktlichkeit im Zahlen oder über böswilligen Bankerott klagen. Sehr auffallend ist es, daß sich fast der ganze Handel in den Händen der griechischen Christen befindet; die hiesigen Muhamedaner haben nur einen geringen Antheil daran; im Allgemeinen beschränken sie

sich auf Geschäfte mit Oesterreich, und handeln vielleicht noch mit constantinopolitanischen Waaren und mit Landesproducten (Lebensmitteln und einigen wenigen rohen Erzeugnissen des hiesigen Gewerbebetriebes); die Katholiken beschäftigen sich gar nicht mit dem Handel. Die griechischen Christen in Bosnien und der Herzegowina handeln nicht bloß in ihrem Vaterlande ausschliesslich unter sich, sondern sie haben auch in den österreichischen Häfen nur mit Glaubensgenossen Geschäftsverbindungen; in Ragusa, Sebenico, Zara, Triest befinden sich Colonien griechischer Kaufleute, die meist von Emigranten aus Bosnien und der Herzegowina gebildet sind und in deren Händen das ganze Geschäft mit diesen Gegenden liegt; selbst in Spalatro, wo nur ein griechisches Haus existirt, führt dieses eine sehr reiche Haus den ganzen Geschäftsverkehr mit Bosnien. Wenn bei dieser Kaufmannschaft dieselbe Einigkeit und gegenseitige Unterstützung für Werke zum Nutzen ihrer Glaubensbrüder und der Kirche zu finden wäre, wie sie in den Handelsbeziehungen sich zu erkennen giebt, so würde die Lage der griechisch-katholischen Bevölkerung in Bosnien und der Herzegowina eine ganz andere sein.

Ich war zwei Mal in Mostar, bei meiner Reise nach Bosnien und bei meiner Rückkehr von dort. Da ich mich bei meiner Hinreise fünf Tage hier aufhielt, muß ich hier wohl ein paar Worte über meinen Aufenthalt sagen. Ich war Gast Isaak's, des Pascha's der Herzegowina. Isaak Pascha wünschte mir eine Ehre zu erzeigen und schickte mir nach Buna seinen Chasnadar (Adjutanten) entgegen, mit einem Gefolge und einem Pferde, auf dem ich meinen Einzug in Mostar halten sollte. Das Pferd, ein ziemlich stattliches Thier, war mit einem türkischen Paradesattel geschmückt, der vorn und hinten unendlich hoch ausgeschweift ist und ziemlich kurze Steigriemen hat; auf der Schabracke von blauem Tuch, mit goldener Borde, glänzte in der Ecke ein Stern mit dem Halbmonde. In jene Sattelklemme placirte man mich; der Reitknecht ging, wie es die Sitte erheischt, hinter dem Pferde und hatte seine rechte Hand auf das Kreuz desselben gelegt; und das Pferd ging, ebenfalls der Etikette gemäß, nicht im Schritt, auch nicht im Trab, auch nicht im Galopp, sondern in jener ganz confusen, tänzelnden Gangart, welche von den Türken als eine unumgängliche Eigenschaft eines wohlzugerittenen Pferdes betrachtet wird, — wahrscheinlich, weil es die unbequemste und unpraktischste ist: denn das arme Thier hebt die Beine unnöthig hoch, schüttelt den Reiter unbarmherzig zusammen und kommt dabei nicht von der Stelle. In diesem Aufzuge kamen wir an der Chadshinskaja ssofra (eigentlich „Tisch der Gläubigen“) vorbei, einem großen Quaderstein, der am Eingang der Stadt liegt (hier nehmen die Stadtbewohner von den Gläubigen Abschied, die

alljährlich in großer Zahl nach Mekka ziehen, und hier begrüßen sie dieselben wieder bei der Rückkehr von ihrer frommen Pilgerfahrt); wir kamen an dem türkischen Begräbnisplatz vorbei, auf dem sich eine wunderschöne Cypresse und ein sonderbares, wie ein Kiosk gestaltetes, von Ali Pascha errichtetes Grabmal befindet, ritten an einer Reihe von Kaufmannsläden vorüber und endlich auf den Berg hinauf, auf dem die von einer ziemlich hohen Mauer umgebene Burg liegt. In ihr befindet sich auch der „Hof“ des Pascha's. Auf einer hölzernen schmutzigen Treppe führte man uns durch eine Schaar zerlumpter Diener in ein eben so schmutziges Vorzimmer, dann in das Fremdenzimmer, in welchem den Europäern zu Ehren zwei Lehnssessel aufgestellt waren. Bald erschien auch der Hausherr und begrüßte die Ankömmlinge. Isaak Pascha, ein Araber von Geburt, ist ein Mann von 50 Jahren, mit grauem zugestutztem Bart; er trägt nicht mehr den Turban und die weiten Kleider und hält sich für einen europäisch gebildeten Mann; aber seine Bildung besteht nur darin, daß er einen Kaftan trägt, auf Stühlen sitzt und sich der Messer und Gabeln bedient, obgleich ihm der Gebrauch dieser Instrumente noch einige Unbequemlichkeit verursacht. Am ersten Tage unserer Anwesenheit konnte der Pascha sein Mittags- und Abendessen noch ohne diese peinlichen Weitläufigkeiten genießen; denn die Höflichkeit erforderte es, daß er uns nach den Strapazen der Reise Ruhe gönnte und uns das Essen auf unser Zimmer schickte. Am folgenden Tage, einem Festtage, gaben wir den Wunsch zu erkennen, der Messe beizuwohnen, und baten den Pascha, dieses in der Kirche anzuzeigen. Die Messe wird in Mostar, wie überhaupt in diesen Theilen der Türkei, früh Morgens, fast gleich nach Sonnenaufgang celebrirt. Der Archimandrit Joannikii leitete die Feier und erfreute uns durch seine schöne Stimme und seine andächtige Amtsübung. Die Knaben aus der Schule, die einen schönen Chor bildeten, sangen eine serbische Melodie, die sich von unserem Kirchengesange wie von dem griechischen gleich sehr unterscheidet. Der Kirchengesang, in dem in allen serbischen Schulen unterrichtet wird, ist von großem Nutzen; die Kinder nehmen gern Theil daran; auch in der ärmsten Kirche bildet sich, wenn nur eine Schule mit ihr verknüpft ist, ein guter Chor, der die religiöse Feier sehr vortheilhaft von dem Gottesdienst in einer solchen Kirche unterscheidet, wo nur ein paar alte Personen, die zufällig von einem griechischen Diakon einen Gesang gelernt haben, ihre unharmonischen, näselnden Stimmen vernehmen lassen. Durch den Unterricht im Kirchengesange werden die Knaben mit dem Gottesdienst selbst bekannt und gewinnen ein Interesse für ihn; und wo dieser Unterricht schon seit längerer Zeit eingeführt ist, hört man nicht selten auch einen erwachsenen Serben

bei seiner Arbeit mit schöner Stimme ein Kirchenlied singen. Bei dem Gottesdienst singen zuerst nur diese Leute den Chor; allmählich aber wird die ganze Gemeinde damit bekannt und stimmt mit ein. Nach der Messe führte man uns in das Besuchszimmer der Schule und machte uns hier mit dem Archimandriten, den Priestern und Aeltesten der rechtgläubigen Gemeinde bekannt. Wir mußten auf Stühlen Platz nehmen, die andern setzten sich im engen Kreise auf den Fußboden um uns herum. Der Archimandrit Joannikii begrüßte uns mit einer vollständigen Rede; er drückte die Freude der rechtgläubigen Gemeinde von Mostar aus, in ihrer Mitte Russen zu sehen, und sprach von dem Wohlergehen und den Fortschritten der griechisch-katholischen Bevölkerung, seitdem die Zeiten des Drucks und der Vergewaltigung vorüber wären und die Rajah sich im Genusse der im Hati-Humajun bewilligten „Freiheit“ befände. Unglückliches Volk! es muß seine Regierung preisen für Versprechungen, die nie erfüllt sind, und ihr danken für Wohlthaten, die nie in's Leben traten! Wer öffentlich anders sprechen wollte, den würde man für einen Rebellen erklären und ihn in's Gefängniß stecken. — Als wir aus der Kirche zurückgekehrt waren, sollten wir dem Pascha die erste Staatsvisite abstaten. Als höflicher Türke hielt Isaak Pascha es für seine Pflicht, sich den Anschein zu geben, als wolle er es nicht dazu kommen lassen, und liefs uns melden, daß er zuerst zu uns kommen werde. Vielleicht wollte er uns auch nur auf die Probe stellen, ob wir, die Gjaurs, uns einer solchen Verletzung der Etiquette schuldig machen würden. Wir ließen uns indess nicht fangen: der Adjutant lief vom Pascha zu uns und wieder zurück, und der Pascha gab — natürlich — zuletzt nach. Ein paar Stunden später erwiederte er unseren Besuch, und damit war dem Ceremoniell Genüge gethan. Am Abend hielt er es schon für möglich, uns „ohne Umstände“ einzuladen, mit ihm zu speisen; und dies wiederholte sich leider täglich. Sobald der Muezzin sein *akscham* (Sonnenuntergang) gerufen, lud man uns zum Pascha; er begrüßt uns und führt mich auf den Platz des Hausherrn, — so will es türkische Höflichkeit. Der Tisch ist reich geschmückt: Silber, reiches Geschirr, eine Vase mit Blumen, europäische Leuchter! Man bringt Waschwasser, dem Pascha die Nargileh, uns lange Pfeifenrohre mit schönen Spitzen von milchweißem Bernstein; der Diener stellt eine kleine Karaffe mit Mastix (einem sehr starken, wohlriechenden Liqueur) vor uns; wir danken; dann nimmt der Pascha eine eben solche Karaffe, die neben ihn hingestellt ist, und bittet uns mit verschiedenen scherzhaften Phrasen, ihn doch nicht allein trinken zu lassen; wir geben nach, gießen uns den Liqueur ein und trinken ein paar Tropfen; auch der Pascha schenkt sich ein Glas ein, nimmt es in die eine Hand, und in die an-

dere ein Glas Wasser und hält eine Rede über seine Freundschaft und Liebe zu uns; darauf trinkt er den Liqueur und das Wasser, isst etwas Gesalzenes oder frischen Käse dazu, von einem der Tellerchen, die in großer Menge neben jedem der Gäste stehen, und macht sich dann eifrig an seine Pfeife; die anwesenden Türken folgen seinem Beispiel: sie trinken, nehmen einen Imbiss, und blasen Rauchwolken vor sich her. Die Dienerschaft tauscht die Pfeifen um; es entspinnt sich ein Gespräch, z. B. über die früheren Dienstverhältnisse des Pascha's, wie er einst das Glück gehabt, sich auf russischem Boden, in Tiflis zu befinden und die russische Gastfreundschaft zu genießen, oder über die letzten Veränderungen im türkischen Ministerium oder über die Versetzung der Pascha's von einer Stadt in die andere; nach dieser angenehmen Unterhaltung wird der Pascha wieder sentimental, trinkt ein Glas Liqueur, glücklicherweise ohne uns einzuladen, seinem Beispiel zu folgen; es werden frische Pfeifen herungereicht; die Sentimentalität des Pascha's erreicht ihren Gipfel, er springt auf, legt die Hand auf's Herz, citirt persische Verse über die Süßigkeit der Freundschaft, sagt, daß unsere Gesellschaft das höchste irdische Glück sei, daß die Freundschaft Menschen aus allen Ländern zu Brüdern mache u. s. f., Alles in langen und, wie man mir sagte, mit allem Glanz arabischer Wohlredenheit ausgestatteten Phrasen; dabei trinkt er ein Glas nach dem andern, raucht eine Pfeife nach der andern, und als die Flasche über die Hälfte geleert ist, wird seine Redseligkeit nach und nach durch Pausen eines finstern Schweigens unterbrochen, die immer häufiger und länger anhaltend werden. So schleppt sich dieses Präludium zum Abendessen zwei volle Stunden hin; vor langer Weile und Tabacksqualm fallen mir schon die Augen zu und schlaftrunken sitze ich in meinem Sessel, da glücklicherweise eine Unterhaltung nicht mehr nöthig ist. Endlich, endlich ist der Pascha auf den Boden seiner Karaffe angelangt, — das richtige Mafs, von dem er nie abgeht. Die leeren Gefäße und die Pfeifen werden weggebracht, und nach zwei vollen Stunden kommt die Suppe. Wir essen mit verstärktem Appetit und trinken den dicken, etwas bittern Wein der Herzegowina dazu, der für uns Ungläubige hingestellt war; der Pascha und die andern Türken trinken beim Essen nur Wasser. Nach der Suppe folgt eine Pause: es werden wieder Pfeifen herungereicht, es entspinnt sich ein neues Gespräch, und der Pascha neigt nicht mehr zur Sentimentalität, sondern mehr zu Späßen, die vom Standpunkte der Moral nicht sehr angemessen erscheinen. Das Charakteristische einer türkischen Mahlzeit habe ich schon beschrieben, und brauche hier nur hinzuzufügen, daß Isaak Pascha einen vortrefflichen Koch hatte, daß es fünfzehn Gänge gab, und daß zwischen jedem Gange Taback geraucht wurde; darnach

ist es nicht zu verwundern, daß wir nie vor Mitternacht wegkamen. Nach dem Essen legte sich der Pascha auf den Diwan und fing wieder zu rauchen an; nach ein paar Minuten empfahlen wir uns, und taumelnd begleitete uns der Wirth bis an die Thür. So leben die gebildeten Türken! Und darüber darf man sich nicht wundern: der Tag beginnt bei ihnen mit Sonnenuntergang; und da sie von einer geistigen Beschäftigung, oder von gesellschaftlicher Erholung keine Idee haben, müssen sie den Abend in irgend einer Weise todtschlagen; sie thun dieses durch ein vier- bis fünfständiges Abendessen, worauf sie betrunken zu Bett gehen. Beim Mittagmahl, das bei ihnen um 12 Uhr stattfindet, essen sie nicht viel und nicht lange, und trinken nur Wasser.

So verbrachten wir unsere Zeit in Mostar; der Abend wurde dem Pascha geopfert, der Tag war den Besuchen gewidmet, die wir den hervorragenden Christen abstatteten oder von ihnen empfangen. Aber einen Tag beschlossen wir der Besichtigung der Merkwürdigkeiten in der Umgebung Mostar's zu weihen, und brachen auf, um die Ruinen von Blagai in Angenschein zu nehmen, der alten Burg „Herzeg Stepan's“, des Fürsten der Herzegowina, welche von jenem fremden, halb deutschen Titel ihren Namen erhalten hat <sup>1)</sup>, und dann uns nach dem Kloster Shitomylitschi zu begeben, der „Sadubschina“ <sup>2)</sup> der Familie Miloradowitsch. Von Mostar nach Blagai reitet man drei Stunden, zuerst in die Nähe von Buna, dann wendet man sich nach links und folgt dem gleichnamigen Flusse stromaufwärts. Schliesslich nähert man sich einem großen Berge. Von ferne hört man ein Tosen, gleich dem eines Wasserfalles; hat man die Spitze eines kleinen Hügels erreicht, so sieht man den Fluß, der brausend und schäumend dahinschießt und einige Mühlräder treibt; an seinem Ufer, fast am Fusse des Berges, steht eine Gruppe kleiner Häuser mit einer unbedeutenden Moschee ohne Minarett. Das ist die jetzige Stadt Blagai. Sie zählt im Ganzen 30 Häuser, fast sämmtlich muhamedanische, vielleicht mit Ausnahme von einem oder zwei griechischen. In diesem Städtchen lebt der Tschansch (Unter-Offizier), der die Functionen eines Mudir's von Blagai versieht. Einige Schritt von der Stadt entfernt zeigt sich eine Scenerie, an der man sich nicht satt sehen kann. Der Berg endet hier mit einer imposanten, steilen Granitwand; am Fusse derselben befindet sich eine natürliche,

<sup>1)</sup> Den Titel Herzog oder Herzeg nahmen einige serbische Wojewoden im 15. Jahrhundert an, als abendländischer Einfluß in diesen Gegenden vorherrschte; besonders aber wurde er durch den in jener Zeit berühmten Stephan Wukitsch eingebürgert. Es giebt alte Documente, in denen derselbe sich einfach Gospodin Herzeg, Herr Herzog, nennt. Sein vollständiger Titel, mit dem er sich zur Zeit seiner Machtfülle unterzeichnete, lautet: Stepan, Herzeg von dem H. Sawa, Hospodar von Chum und dem Küstenlande, Groß-Wojewode der Provinz Bosnien, Fürst von Drin u. s. w.

<sup>2)</sup> So nennen die Serben eine Kirche, die in Folge eines Gelübdes errichtet ist.

hohe und geräumige Höhle, aus welcher der Fluß hervorbricht, um sich in mehreren Wasserfällen in das Thal zu stürzen. In der Höhle halten sich Hunderte von Tauben auf, die friedlich über dem tosenden Wasser nisten. Man muß nun unten um den Berg herumgehen und dann mitten durch stacheliges Gestrüpp auf einem gewundenen, außerordentlich steilen Pfade den Berg ersteigen. Der Gipfel desselben ist mit einer aus großen Steinblöcken zusammengefügt, hohen und dicken Mauer mit Thürmen befestigt, die sich ganz unversehrt erhalten hat. Die Gebäude im Innern aber sind vollständig zerstört; der einzige, schmale Thorweg der Festung ist voll von Steinen, so daß man kaum hindurch kann. Das ist die alte Burg Blagai, welche nach den Zeiten Herzog Stephan's den Türken lange zur Schutzwehr gedient hat, bis sie mit der Zeit in Verfall gerieth. Jetzt ist nur eine einzige Kanone in ihr vorhanden; alle andern hat Ali Pascha nach Stolaz gebracht. Die Festung ist, wie im Allgemeinen alle alten Burgen Bosniens und der Herzegowina, nicht groß, sie nimmt nur die Spitze des Berges ein. Die Türken halten sie für uneinnehmbar, und in früheren Zeiten konnte sie in der That dafür gelten; denn der Berg fällt nach drei Seiten vollkommen steil ab, und auf der vierten (nordwestlichen) Seite, auf der wir hinangestiegen waren, ist der Weg so schmal und ebenfalls so steil, daß hier ein paar Menschen durch das Herabrollen von Steinen ein ganzes Heer aufhalten können. Auf diesem Felsensitze lebten die Gebieter der Umgegend; unten an der Quelle der Buna, in dem schönen Thale, bildete sich ein Handelsplatz, der zur Zeit der christlichen Herrschaft ohne Zweifel viel bedeutender war, als das jetzige türkische Städtchen. Außer den alten Mauern und dem wundervollen Blick auf die Umgegend, auf das Thal der Buna einerseits, und auf die Gebirgsgruppe, in welcher sich die sogenannte Herzogskuppel, Herzegowatschka Glawiza, erhebt, andererseits, bietet Blagai nichts Sehenswerthes dar. Nicht weit von der Burg entfernt liegen auf einer anderen Höhe die Ruinen eines isolirten Thurmes. Die Volkssage erzählt, daß er in einer Nacht von einem Sohne Herzog Stephans, von Gruiza, erbaut ist, den die Türken an sich gelockt, zum Islam bekehrt und gegen den Vater bewaffnet hatten. Aus jenem Thurm fing Gruiza die unbeswingliche Burg zu beschiefsen an, in welcher sein Vater mehrere Jahre hindurch die Unabhängigkeit der Herzegowina von der Herrschaft des Sultans behauptet hatte. Ein türkisches Heer konnte die Burg nicht nehmen, aber gegen den Angriff des Sohnes war sie kraftlos; sie fiel, und wurde von den Türken besetzt. Gruiza, der als Muhamedaner Ahmed hieß, erhielt zur Belohnung die Würde eines Pascha's. So lautet die Volksüberlieferung, die sich an diese Burg knüpft; aber in den historischen Berichten finden wir nichts derartiges. Es

heißt hier im Gegentheile, daß Herzog Stephan Kossatschitsch, nachdem er längere Zeit in Blagai belagert worden, sich den Türken unterwarf und im Jahre 1466 starb, und zwar nicht als unabhängiger Fürst der Herzegowina, sondern als Vasall des Sultans; über seinen Sohn Gruiza und dessen Apostasie giebt die Geschichte gar keine Nachricht. Meine türkischen Wegweiser erzählten mir noch, daß sich am Thore der Burg Blagai früher eine Inschrift befunden habe, die Niemand habe lesen können und die wahrscheinlich ein Zeugniß enthalten habe, wer der Erbauer Blagai's gewesen sei, und wer hier residirt habe, wem das Land gehört habe und rechtmäßigerweise gehören solle; sie versicherten, daß vor drei Jahren einige „Njämzy“ (Oesterreicher) aus Triest hierhergekommen wären, sich zur Nachtzeit in die Burg geschlichen und die Inschrift ausgekratzt hätten. „Weshalb thaten sie dies?“ fragte ich. „Gott weiß es! wahrscheinlich, damit die Leute nicht erfahren sollten, wer eigentlich über dieses Land zu herrschen habe.“ Ich sprach auch mit Christen hierüber, und sie bestätigten mir die Erzählung der Türken über die Existenz der Inschrift und ihren räthselhaften Inhalt; aber nach ihrer Angabe haben die Türken selbst sie ausgekratzt, damit Niemand erfahren solle, daß die Christen die rechtmäßigen Herren der Herzegowina wären.

Das Kloster Shitomyslitschi ist vier Stunden von Mostar entfernt. Von Blagai mußten wir nach Buna zurückkehren, wandten uns dann südlich, erstiegen den Berg Gradina und kamen in die Schlucht, in welcher die Neretwa zwischen den Bergen Gradina und Zjárniza hinfließt. Unten am Ufer des Flusses sahen wir eine Sägemühle; sie gehört einer österreichischen Compagnie, die von der türkischen Regierung das ausschließliche Recht erhalten hat, in der Herzegowina Holz zu schlagen und es über die Grenze zu exportiren. Es ist in der ganzen Herzegowina und ganz Bosnien die erste und vorläufig einzige Mühle, in welcher europäische Maschinen angewendet werden. Wir gingen noch etwas weiter auf dem Abhänge des am Ufer der Neretwa steil sich erhebenden Berges hin und stiegen dann in ein schönes, wohl angebautes Thal hinab, das sich anderthalb Stunden weit am linken Ufer der Neretwa hinzieht. Ein herrliches und mannichfaltiges Landschaftsbild breitete sich vor uns aus. Auf der andern Seite des Thals fließt die Neretwa am Fusse der steilen Abhänge des Berges Zjárniza hin, unter überhängenden colossalen Felsmassen, die bald kahl — grau, gelblich, zuweilen fast roth — bald mit dunkelgrünem Epheu überzogen oder auf den Vorsprüngen mit Gesträuch bestanden sind; unten umspülte der blaue Fluß das Steingeröll seines Bettes mit weißem Schaum oder bildete tosende Stromschnellen; auf der anderen Seite breiteten sich frischgrüne Wiesen und Felder aus, die mit Weizen be-

säet waren oder auf denen sich hohe Maisstauden erhoben; neben dem Wege und auf den Rainen drängten sich Sträucher von wilden Granatäpfeln, Kirschen- und Nufsbäume, Eichen, Oel- und Feigenbäume; endlich, am Fusse der Berge, die dieses schöne Thal einfassen, und dicht am Ufer des Flusses sieht man grünende Weingärten. Seitwärts vom Wege, etwas näher am Berge, stehen einsam drei halb verfallene Thürme, einst die Wohnung christlicher Spahi's<sup>1)</sup>, der Miloradowitsch; jetzt wohnen in ihnen die Kmeten, die zinspflichtigen Ackerbauern des Klosters. Auch in den benachbarten Dörfern Sjárana und Dratschewo wohnen noch einige Kmeten. Das Kloster selbst liegt am Ende des Thales, am Fusse des Berges Werchdol, wo die Neretwa wieder aus der Schlucht hervortritt. In architektonischer Hinsicht ist es unbedeutend, ein niedriger, gedrückter Bau, der den Stempel des Zeitalters trägt, in welchem er errichtet wurde: es war nicht mehr die Zeit der Freiheit und der Blüthe Serbiens, sondern bereits die Zeit des türkischen Jochs. Das letzte berühmte christliche Geschlecht der Herzegowina, das — ich weiß nicht durch welchen Zufall, — seine Bedeutung und seine Besitzungen noch hundert Jahre nach dem Einfall der Türken behauptete, welche sonst die ganze hiesige Aristokratie ausrotteten oder zum Islam bekehrten, — das Geschlecht der Miloradowitsch, verwandte sein ganzes Vermögen zum Kirchenbau in seinem Geburtslande und siedelte dann nach Rußland über. Von drei Brüdern erbaute der älteste, Miloslaw Miloradowitsch, im Jahre 1585 das Kloster Shitomyslitschi unter dem Namen „Mariä Verkündigung“; der zweite, Radoslaw, erbaute zwei Stunden von hier die Kirche des H. Nikolaus des Wunderthäters in dem Kirchdorf Trjábno (sie ist jetzt verlassen und das dazu gehörige Land von den Muhamedanern in Besitz genommen); der dritte, Ljuboslaw, baute die Kirche der H. Petrus und Paulus, drei Stunden von hier, im Kirchdorf Oschenitschy (sie wurde in der Folge ebenfalls verlassen, aber 1832 wieder renovirt); endlich erbaute ein Sohn Miloslaw's, Michail Miloradowitsch, die Kirche des H. Lucas im Kirchdorf Klepzy bei Gabella, südlich von Shitomyslitschi am unteren Laufe der Neretwa. Dem Kloster Shitomyslitschi hinterließ das fromme Geschlecht sehr bedeutende Besitzungen und suchte das Geschenk noch dadurch zu sichern, daß es einen Firman vom Sultan auswirkte. Nichtsdestoweniger haben sich die benachbarten muhamedanischen Begs eines grossen Theiles dieser Ländereien bemächtigt, so daß dem Kloster nur das Thal verblieben ist, in welchem es liegt; und gleichwohl ist es auch jetzt noch verhältnißmässig das reichste Kloster in der Herzegowina. Die Verbindung des Klo-

<sup>1)</sup> So heißen hier die Personen, die vom Sultan das Recht erhalten haben, von den Ackerbauern den Zehnten einzuziehen.

sters mit den Nachkommen seines Gründers wurde noch lange aufrecht erhalten, nachdem die Miloradowitsch bereits nach Rußland übersiedelt waren. Auf dem Titelblatt der Minija zeigen die Mönche nicht ohne Stolz die Inschrift: „Im Jahre nach der Geburt Christi 1717 schenkte dieses heilige Buch Peter, Kaiser von Rußland, dem Kloster Shitomylitschi im serbischen Lande, und es wurde hierhergebracht von Gawro und Michail, den Söhnen des Ilia Miloradowitsch.“ Noch im Jahre 1802 erhielt das Kloster von den Miloradowitsch ein Geschenk.

In landwirthschaftlicher Beziehung befindet sich das Kloster jetzt in guter Ordnung. Der Igumen Simeon, ein Dalmatiner von Geburt und früher Schiffskapitän, hat die Besitzungen desselben gehoben und sie mit Nachdruck gegen die muhamedanischen Nachbarn geschirmt. Um sich an ihm zu rächen, wälzten die Muhamedaner einmal — es war erst im verflossenen Jahre — auf eine alte Frau, welche die Heerde des Klosters weidete, von dem Berge einen Felsblock hinab und zermalmten sie; und beiläufig will ich bemerken, daß dieses am hellen Tage, zwei Stunden von Mostar, von ganz bekannten Personen, die von Augenzeugen namhaft gemacht werden konnten, verübte Verbrechen unbestraft geblieben ist. Die Kirche wird in gutem Stande erhalten und es ist in ihr täglich Gottesdienst; in andern Kirchen und Klöstern Bosniens und der Herzegowina wird kaum an Festtagen Gottesdienst gehalten, täglich das ganze Jahr hindurch findet er, außer in Shitomylitschi, nur noch in Ssarajewo statt und, wie es scheint, im Kloster der H. Dreieinigkeit bei Tasslidshi, und in den Hauptklöstern Alt-Serbiens, Petschi und Detschany. Die Klosterzellen sind europäisch meublirt, und der Besucher findet in ihnen eine freundliche und gute Aufnahme. Leider aber sorgen die Mönche ungeachtet ihrer Wohlhabenheit wenig für die Erfüllung der Absichten, in denen das Kloster begründet worden ist. Sie könnten für die Bewohner der Umgegend sehr gut eine Schule einrichten und junge Mönche zu ihrer Ausbildung in das Seminar nach Belgrad schicken. Wenn die arme Bruderschaft des Klosters Dushi, in dem wildesten Theile der Herzegowina, und unter beständigem Druck von Seiten der Türken, zum Besten der Volksaufklärung so große Opfer gebracht hat, was könnte die Genossenschaft von Shitomylitschi leisten, die sich auf die nahe reiche Gemeinde in der Hauptstadt der Herzegowina stützt! Bisher hat sie indess nicht an ihre Pflicht gedacht, dem Volksunterricht förderlich zu werden, und wahrscheinlich aus diesem Grunde findet sie auch im Volke selbst nicht viel Theilnahme.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1860

Band/Volume: [NS\\_9](#)

Autor(en)/Author(s):

Artikel/Article: [V. Hilferding's Reise von Ragusa nach Mostar. 110-147](#)